Anthologie

der geistreichsten und witzigsten Gedanken

Müllner's,

über Kunst, Literatur und Leben,

aus seinen

sämmtlichen poetischen und kritischen Schriften;

herausgegeben

vom

Professor Dr. Schütz

zu Leipzig.

Zweites Bändchen.

Meissen,

bei F. W. Goedsche.

1830.

Anthologie
aus
Müllner's Schriften.

Zweiter Band.

Seine Ideen über Literatur enthaltend.

Zweite Abtheilung,

über

die Dichtkunst und Musik.

I. Schuld und Werth;

ein dramaturgischer Briefwechsel mit Methusalem Müller.

Vorerinnerung.

Im Vorworte zur dritten Auflage meines Trauerspiels: die Schuld, hatte ich einer Beurtheilung des Stückes in der allgemeinen Literaturzeitung von Halle gedacht, welche von Methusalem Müller herrührte. Ich hatte ihm vorgerückt, daß er die Charaktere der beiden Frauen ungefähr so beurtheilt habe, als ob er eine von ihnen heirathen sollte. Müller nahm dieses Witzwort ohne Empfindlichkeit auf, erwähnte dasselbe in seiner Zeitung für die eleg. Welt, und sprach den Wunsch aus, daß ich über den Unterschied zwischen moralischer und ästhetischer Schätzung tragischer Personen mich näher erklären, und nach Befinden diesen Gegenstand mit ihm freundlich discutiren

möchte. Dies veranlaßte nachstehende sieben Briefe, wovon der dritte und sechste, wie man sehen wird, nicht aus meiner Feder sind. Sie mußten aber des Zusammenhangs wegen mit abgedruckt werden, und es versteht sich, daß dies mit Methusalem Müller's Bewilligung geschehen ist.

---

1. Ueber den Unterschied zwischen moralischer und ästhetischer Schätzung der Handlungen und Charaktere in der Tragödie.

Seit langer Zeit, mein hochgeschätzter Freund, ist mir keine so bescheidene Recensentenantwort vorgekommen, als diejenige, welche Sie auf eine antikritische Bemerkung in meinem Vorberichte zur dritten Auflage der Schuld in Nr. 23 Ihrer Zeitschrift haben abdrucken lassen. Sie haben mich darin aufgefordert, über den Gegenstand zu schreiben, welchen die Ueberschrift dieses Aufsatzes bezeichnet. Ich will es versuchen, so wenig ich mich auch zu einem Streite darüber gerüstet fühle; denn es ist ja wohl kein Streit, zu welchem Sie mich herausgefordert haben. Aber

was der Freund nicht wollte, können leicht die Widersacher herbeiführen. Das Zeitblättergebiet, auf welches Sie zu freundlichem Vergleiche mich geladen haben, wird unaufhörlich von literarischen Parteigängern durchstreift, und, um nur sicher vor fremdem Ueberfalle mit Ihnen parlementiren zu können, muß ich Sie um die Erlaubniß bitten, ein paar tüchtige Schanzkörbe vor mir herschieben zu dürfen, die ich glücklicher Weise in dem Nachlasse zweier Männer vorfinde, welche im Leben einander lebhaft befehdet haben. Ihre Namen schon gewähren gegen die Angriffe der kunstrichterlichen Kosacken einige Sicherheit; sie heißen Bürger und Schiller.

Bürger spricht in seiner Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus (sämmtliche Schriften Bd. IV. S. 479) von einer gewissen Geschmacksgimpelei, welche zu seiner Zeit in den ästhetischen Recensionen piepte. „Sie gimpelt und piept," spricht er, „nach Schönheit, wenn es auf Schärfe, Kraft und Macht und Drang durch Mark und Bein ankommt; und da, wo reine, schlichte Form Alles ausmacht, da piept sie nach Schminke und Kräuselei." Er nennt sie das Entsetzlichste, was dem besonnenen Künstler sein

Geschäft verleiden kann, weil, was man auch immer ihrer Armseligkeit entgegensetzen möge, sie immer noch etwas Armseligeres zurückzupiepen hat.

Wäre Schiller nicht der Bürgerschen Popularität und Kraftsprache abhold gewesen, so hätt' er vielleicht statt seiner herrlichen, aber leider wenig gelesenen Abhandlungen über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst, und über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, es dabei bewenden lassen, eine gewisse Kritik im Felde der tragischen Kunst eine Moralitätsgimpelei zu nennen, welche überall, und folglich auch da, wo es auf künstlerische Anregung mächtiger Affecten ankommt, nach edelmüthigen Gesinnungen und tugendhaften Handlungen piept, und nicht selten in dem Geiste des Bedienten Matz in Kotzebue's Intermezzo sich ausspricht, welcher auf der Straße die Polizei gegen den Lord Burleigh aufruft, weil er eben im Theater die fromme Maria Stuart auf das Schaffot gebracht hatte. Aber Schiller liebte, das Uebel bei der Wurzel zu fassen; darum philosophirte er über die wohlgemeinte Ab-

sicht, auch im Gebiete der Kunst überall das Moralisch-Gute als höchsten Zweck zu verfolgen, und suchte die Kunst des Scheins und das menschliche Vergnügen daran gegen den widernatürlichen Druck einer ethischen Gesetzgebung zu retten, welche die Vernunft nur an das Leben und an den Trieb nach Genuß der Wirklichkeit richtet. „Das Leben eines Verbrechers," sagt er in der angezeigten Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständnden, „ist nicht weniger tragisch ergötzend, als das Leiden des Tugendhaften. Der Widerspruch seiner Handlungen mit dem Sittengesetze, sollte uns mit Unwillen und die moralische Unvollkommenheit, die eine solche Art zu handeln voraussetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuldlosen nicht in Anschlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier ist keine Zufriedenheit mit der Moralität der Personen, die uns für den Schmerz zu entschädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden, und doch ist beides ein sehr dankbarer Gegenstand für die Kunst, bei dem wir mit hohem Wohlgefallen verweilen. Denn nicht allein der Gehorsam gegen das

Sittengesetz gibt uns die Vorstellung moralischer Zweckmäßigkeit; auch der Schmerz über die Verletzung desselben thut es."

Es ist hier der Ort, mein Freund, wo ich Sie daran erinnern muß, daß Sie in Ihrer Recension (Hall. Lit. Z. Nr. 61 u. 62 v. J. 1817) besonders der Darstellung der Reue die Tauglichkeit zum Stoff einer Tragödie abgeleugnet haben. Denn, was Sie darüber im Jahr 1817 sagten — dem hat Schiller schon im Jahr 1792 widersprochen. „Reue, Selbstverdammung, selbst in ihrem höchsten Grade, in der Verzweiflung, sind moralisch erhaben, weil sie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Brust des Verbrechers ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und seine Ansprüche selbst gegen das feurigste Interesse der Selbstliebe geltend machte. — Ob der Tugendhafte sein Leben freiwillig dahin gibt, um dem Sittengesetz gemäß zu handeln; oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewissens sein Leben mit eigner Hand zerstört, um die Uebertretung jenes Gesetzes an sich zu bestrafen: so steigt unsere Achtung für das Sittengesetz zu einem gleich hohen Grade empor; und, wenn ja noch ein Unterschied Statt fände,

so wird er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende Bewußtseyn des Rechthandelns dem Tugendhaften seine Entschließung doch einigermaßen konnte erleichtert haben, und das sittliche Verdienst an einer Handlung gerade um eben so viel abnimmt, als Neigung und Lust Antheil daran haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengesetzes nur später, nicht schwächer; es sind Gemälde der erhabensten Sittlichkeit; nur in einem gewaltsamen Zustande entworfen. Ein Mensch, der wegen einer verletzten moralischen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorsam gegen dieselbe zurück, und je furchtbarer seine Selbstverdammung sich äußert, desto mächtiger sehen wir das Sittengesetz ihm gebieten."

Gleichviel, ob Sie diese Ansicht eines großen Mannes, der ein Kleiner zu folgen gewagt hat, adoptiren mögen oder nicht; immer wird sie dazu dienen können, Ihnen zu erklären, was mein Vorwurf heißen soll, daß Sie über die beiden Frauen in der Schuld ungefähr so geurtheilt haben, als ob Sie Eine von ihnen heirathen sollten. Sie fanden in Elviren eine gemeine, der Sinnlichkeit unterworfene Natur, indem Sie

dieselbe mit der moralisch höhern der Jerta verglichen, und der eine Charakter stieß Ihre moralische Neigung in eben dem Maaße zurück, als der andere sie anzog. Aber Charaktere sind in der Tragödie nur Mittel, nicht Zweck *). Der Kunstrichter muß sie nicht lieben oder hassen oder verachten; sondern nach dem Maaßstabe ihrer Zweckmäßigkeit zu dem Gesammteindrucke der Composition beurtheilen; Jago und Othello, Macbeth und Banko müssen vor diesem Richterstuhle gleicher Rechte genießen, und hier muß ihre tragische Rangordnung einzig nach dem Maaße bestimmt werden, in welchem sie die Macht des Pflichtgebotes und die Unverletzlichkeit der moralischen Weltordnung zu lebendiger Anschauung fördern. Diese Anschauung, welche überhaupt nur im Zustande der Gemüthsbewe-

---

*) Denn die Tragödie — sagt Aristoteles Poet. VI. 12 ff. — ist eine Nachahmung nicht von Menschen, sondern von Handlungen, von Leben, von Glückseligkeit und Unglück. Denn auch Glückseligkeit und Unglück sind im Handeln enthalten, und das Ziel ist irgend eine Handlung, nicht eine Gemüthsart (ποιότης) — — Daher sind die Begebenheiten und die Fabel der Zweck der Tragödie. Der Zweck aber ist das Wichtigste von allen. Ueberdies kann es keine Tragödie geben ohne Handlung, wohl aber ohne Charaktere.

gung lebendig werden kann, mag eben so leicht aus dem Mitleid mit der Reue und der Verzweiflung, als aus der Bewunderung der Tugend, ja sie kann selbst aus dem Abscheu vor dem Laster hervorgehen, und wo wäre der Grund, dem tragischen Dichter die freie Wahl unter diesen Mitteln zu entziehen? Wenn er uns die Stärke zeigen soll, womit das Sittengesetz den Menschen beherrscht; warum soll er uns nur die Macht desselben über den Tugendhaften anschaulich machen, und uns zweifelhaft lassen, ob sich dieselbe auch über das Laster und das Verbrechen erstrecke? Daß er beides darf, dünkt mich so unzweifelhaft, daß man vielmehr die Frage aufwerfen könnte, ob er nicht beides müsse, weil er uns außerdem nur den kleinern, minder bewundernswürdigen Theil dieser Vernunftgewalt vor Augen führen kann.

Sie haben gesehen, mein Freund, daß Sie in der Richtung Ihres Urtheils gegen meine Wahl des Stoffes einem Stärkeren begegnet sind, als ich bin, und ihn erst muß Ihr Scharfsinn zu überwinden trachten, eh' ich fürchten kann, von Ihnen aus dem Felde geschlagen zu werden. Ich bezweifle die Möglichkeit nicht; aber wenn Sie dieselbe zur Wirklichkeit machen, so ergeb' ich

mich auf Discretion, es ist mithin zwischen uns beiden kaum noch ein Streit über diesen Punkt denkbar, und ich kann um so ruhiger an die Erörterung gehen, welche Sie mir zum Ziele dieses Aufsatzes vorgesteckt haben, da es wiederum Schiller ist, der mir den Weg dahin gebahnt hat.

Sie wissen, was der poetische Philosoph vom Gebrauche des Niedrigen im Ernsthaften und Tragischen sagt, und daß er ihn für erlaubt hält, wenn das Niedrige in das Furchtbare übergeht, wo sodann die augenblickliche Beleidigung des Geschmacks durch eine starke Beschäftigung des Affectes ausgelöscht, und also von einer höhern tragischen Wirkung gleichsam verschlungen wird. „Ein Mensch, der stiehlt," sagt er, „würde für jede poetische Darstellung von ernsthaftem Inhalte ein sehr verwerfliches Object seyn *). Wird aber dieser Mensch zugleich Mörder, so ist er zwar moralisch noch viel verwerflicher, aber ästhetisch wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Diese Abweichung des moralischen Urtheils von dem ästheti-

---

*) Er statuirt jedoch Ausnahmen und führt Ifflands Verbrechen aus Ehrsucht zum Belege an.

schen ist merkürdig und verdient Aufmerksamkeit."

Hier stoßen wir schon auf den Unterschied von moralischer und ästhetischer Größe, oder, um minder mathematisch zu reden, von moralischer und ästhetischer Schätzung. Schiller sucht ihn durch dreierlei Ursachen zu erklären, welche nach meinem Dafürhalten sämmtlich in der Einen zusammenstießen: daß der moralische Prozeß im Gerichtshofe der Vernunft verhandelt und von dem analysirenden Verstande entschieden, der ästhetische hingegen im Audienzsaale der Phantasie instruirt und von dem nie analysirenden Empfindungsvermögen geschlichtet wird.

Die Vernunft fordert von Handlungen und Charakteren Uebereinstimmung mit dem Sittengesetze. Das Empfindungsvermögen heischt von ihnen — Vergnügen, und das kann ihm die freie Kunst überhaupt nur dadurch verschaffen, daß sie ihm das Daseyn und den Umfang aller seiner geistigen Kräfte möglichst gleichzeitig zu fühlen gibt. Wär' es eine Bedingung dieses Vergnügens, daß jede dieser Kräfte ihr Daseyn durch Billigung des auf sie wirkenden Objectes kund gäbe, so würde unser Empfindungsvermögen durch keine Handlung und durch keinen Charakter er-

götzt werden können, wenn dadurch nicht zugleich die Vernunft und der Verstand befriedigt würden. Aber dem ist ganz anders. Der Gegensatz von Sinnlichkeit und Geistigkeit waltet unausgeglichen auch noch in dem Verhältnisse der niedern Seelenkräfte gegen die höhern fort, und Phantasie und Gemüth unterhalten mit dem physischen Menschen sowohl, als unter sich selbst, eine innigere Verbindung, als Verstand und Vernunft. Daher können sie auch in entgegengesetzter Richtung wirken und einander widersprechend berühren. Was die Vernunft in ihrem Anspruche auf Allgemeingültigkeit befriediget, kann den Verstand compromittiren, welcher im Element des Besondern schaltet. Was beiden genug thut, kann das Gemüth schmerzlich zerreißen, und was die Phantasie ergötzt, kann Vernunft und Verstand beleidigen, während es das Gemüth genußleer läßt. Vernunft und Verstand nur können, weil sie überall *Gebührendes* fordern, nie ergötzt, sondern bloß befriediget werden; und nur von der Phantasie und dem Gemüthe aus, welche sich nach *Erfreulichem* sehnen, kann dem Menschen das geistige *Vergnügen* zufließen. Mit ihnen vorzüglich hat es daher die Kunst zu thun. Sie müssen, wenn das Empfindungsver-

mögen in den Zustand des geistigen Vergnügens versetzt werden soll, ihr Daseyn demselben schließlich durch Wohlbehagen kund geben, gesetzt auch, daß sie dahin durch den krankhaften Reiz des Mißbehagens getrieben werden müßten, und es kann in vielen Fällen mit dem Hauptzwecke nicht nur verträglich, sondern ihm sogar förderlich seyn, wenn Vernunft und Verstand uns ihr Daseyn dadurch zu empfinden geben, daß sie über Beleidigung klagen. So ergötzt uns das Zaubermährchen, indem es unsere Einbildungskraft über die Schranken der Verstandesmöglichkeit hinausführt, weil beide Seelenkräfte sich dem Empfindungsvermögen, die eine bejahend und die andere verneinend, verkündigen; und dieses Ergötzen wird steigen, wenn der absolut verneinende Verstand durch Analogie und Consequenz der Erdichtung zu einer hypothetischen Bejahung gezwungen wird. So ergötzt uns ein Falstaff, obgleich sein Schlaraffenleben der Vernunft, und seine Aufschneiderei dem Verstande Hohn spricht; denn indem er die Phantasie beschäftiget, den Verstand durch Witz besticht, und das Gemüth für die in Fett vergrabenen Anlagen in Anspruch nimmt, empfinden wir bei seinem Anschauen behaglich das Daseyn aller unsrer geistigen Kräfte, ohne da-

durch gestört zu werden, daß wir von Seiten der Vernunft nur das Gefühl ihres Widerspruchs empfangen. So ergötzt uns an einem Richard, Jago, Macbeth, Franz Moor u. s. f., mitten in dem Abscheu des Gemüthes vor ihrem Charakter, ihre Vollkommenheit im Bösen und die Stärke ihrer Willenskraft, welche die Phantasie anspannen und zugleich den Verstand in seinem Anspruche auf Zweckmäßigkeit befriedigen; und hier, wie in allen ähnlichen Fällen wird das Vergnügen des Gesammteindrucks lediglich von der Bedingung abhangen, daß die Rache, welche Vernunft und Sittengesetz an ihren Beleidigern nehmen, das Gemüth mit ihrer empörenden Erscheinung versöhne. So überhaupt geht es zu, daß, wie Schiller sagt, eine teuflische That, wenn sie nur **Kraft** verräth, uns ästhetisch gefallen, und Göthe's Mephistopheles, der uns den Menschen und den Teufel in ihrer geheimen Verwandtschaft offenbart, uns in eine künstlerische Freude, in ein ästhetisches Entzücken über das Werk und die Kraft seines Meisters versetzen kann. So endlich, um die Wahrheit der Kunstgesetze des Scheins durch eine Erfahrung aus dem Reiche der Wirklichkeit zu bestätigen, so, und vielleicht **nur** so, ist es zu erklären, daß über den weltgeschichtli-

chen Charakter des Gefangenen auf Helena und über die Würdigung seiner Thaten selbst die Stimmen der Völker, die er unterjochte, und der Individuen, die er in ihren Rechten kränkte, noch getheilt seyn können, weil das Bild dieses kolossalen Willens und des Erfolges seiner Thätigkeit von dem Verdammungsurtheile der Moral und des Rechtes an den Richterstuhl des Geschmackes und der künstlerischen Lust appellirt, wo der veränderte Gesichtspunkt die moralische Null und den ethischen Negativwerth in eine ästhetische Größe zu verwandeln im Stande ist. Die klare Erkenntniß des Unterschiedes dieser beiden Schätzungsarten ist nicht bloß ersprießlich für die Kunst und nöthig für ihre Kritik; sie ist beides auch für das wirkliche Leben: denn die Erscheinung ihrer verwirrenden Verwechselung findet sich hier wie im Großen so auch im Kleinen wieder, und nicht immer ist es der thierische Geschlechtstrieb allein, welcher das Herz eines edelsinnigen Jünglings einer Phryne des Kunsttempels von bemalter Leinwand dienstbar macht.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich nun, wie mich dünkt, folgendes Resultat. Die moralische Schätzung der Handlungen und Charaktere kann, wie sie auch immer ausfallen möge, an

und für sich die Kritik der tragischen Kunst weder zum Lobe noch zum Tadel berechtigen. Sie kann hier überhaupt nur in Frage kommen, in wie ferne sie auf die ästhetische Einfluß hat, das heißt, in wie fern eben in einem gegebenen Falle die kunstzweckmäßige Beschäftigung unserer geistigen Kräfte, und die Bewegung unserer Affecten, durch die wir am Ende zum Genuß des Gesammteindrucks gelangen sollen, von der Darstellung des moralisch Bösen oder des moralisch Guten abhanget. Die ästhetische Schätzung aber muß niemals vereinzelnd diese Elemente wägen, sondern sie stets in ihrer Zusammenstellung unter sich und mit andern Elementen der Dichtung betrachten, weil, was einzeln ein ästhetisches Gefallen oder Mißfallen erregt, in der Composition gerade entgegengesetzt wirken kann. Nur in Hinsicht der Grundidee, ohne welche ich mir kein gutes Trauerspiel denken kann, wenn schon ich es nicht eben für nöthig halte, daß sie überall, wie ein Verstandesbegriff, in klare und kurze Worte sich kleiden lasse, fällt die moralische Schätzung mit der ästhetischen zusammen, und eine Tragödie, die eine dem Sittengesetz widerstreitende Grundidee anschaulich zu machen suchte, würde verwerflich seyn, wenn auch der Dichter

der tugendhaftesten Personen und der edelsten Handlungen zum Zweck dieser Anschaulichmachung sich bedient hätte. Hier hat, erst wenn die Vernunft befriediget ist, der Geschmack eine Stimme, und nur die Frage, ob der moralisch unverwerfliche Hauptgedanke auch moralisch erhaben sey, kann vor seinen Richterstuhl gezogen werden. Inzwischen darf auch bei dieser Untersuchung die Vernunft lediglich nach ihrer eignen, allgemein gültigen Gesetzgebung richten, ohne dasjenige einzumischen, was die positive Sittenlehre, welche man Religion nennt, daran verändert haben kann.

Bei diesem delicaten Punkte lassen Sie mich eine Erörterung endigen, welcher er zum natürlichen Gränzstein dient. Sein Ueberschreiten würd' uns auf den Unterschied von heidnischen und christlichen, katholischen und protestantischen Grundideen und Tragödien führen, und wenn ich meiner Neigung folge, die Universalität der tragischen Kunst zu verfechten, würd' ich, um Bürgerisch zu reden, mit dem Gepiep der Moralitätsgimpelei auch noch das Rabengeschrei der Zeloten gegen mich vereinigen. Diese wie jene Musik ist gewiß Ihnen wie mir zuwider.

Es ist überflüssig, daß ich Sie am Schlusse

dieses Briefes meiner Achtung versichere; ich habe sie Ihnen durch den Inhalt bewiesen, obschon Sie hoffentlich um eines scherzhaften Ausdruckes willen nie daran gezweifelt haben.

---

2. Ueber Franz Moor und Mephistopheles.

Hab' ich es nicht gesagt, mein hochgeschätzter Freund, daß wir in unserer Erörterung über die moralische und ästhetische Schätzung der Handlungen und Charaktere im Trauerspiel nicht ungestört bleiben würden? Ich fürchtete den Angriff der literarischen Kosacken, die in den Tageblättern streifen, aber statt ihrer erscheint eine liebenswürdige Amazone, deckt Sie mit ihrem Schilde, und streckt mir mit zarter Hand den mächtigen Speer entgegen. In dieser Stellung, so reizend durch ihre Furchtbarkeit, und so furchtbar durch ihren Reiz, fordert sie von mir Rechenschaft, nicht über meine Dichtersünden, sondern über fremde, und klagt mich an vor dem Richterstuhle des Herzens, weil ich nicht nur Schiller's Franz Moor, sondern den Teufel selbst, Göthe's Mephistopheles, in Schutz genommen habe.

In Schutz genommen? Ich? Schiller'n und

Göthe'n? Freund, ich bin geschlagen durch die bloße Herausforderung zum Kampf. Meine Eitelkeit ist bis zum Entzücken aufgeregt, und ich möchte mit dem Hauptmann Hold in der Onkelei sagen:

Wo gleich an Lust der Sieg wie die Ergebung ist,
Da ist der Stark' ein Thor, wenn er sich lange wehre;

müßt' ich mich nicht so erstaunlich vor einem gewissen journalistischen Pudel mit der Laterne fürchten, der so gern meine Thorheit, die sich für Stärke geben will, beleuchtet. So fein also hat diese Penthesilea mich umstrickt, daß ich fechten muß, damit ich nicht scheine, mich für einen Helden zu halten.

Flecken nennt sie den Mephistopheles und Franz Moor, Flecken, in denen keine Spur des Lichtes zu entdecken ist, von welchem doch jedes Gemälde in allen Punkten durchdrungen seyn soll. Die Freiheit des Willens, sagt sie, ist gänzlich in ihnen vernichtet, und sie handeln nur im entschiedensten Wahnsinne der finstersten Bosheit. Auf die Griechen beruft sie sich, welche das Anschauen des Göttlichen, als des höchsten Menschlichen, für den höchsten Zweck der menschlichen Kunst achteten. Und wo, wenn sie könn-

ten, *blutige* Thränen fließen würden, da erklärt sie das ästhetische, wie das moralische Wohlgefallen für unmöglich.

Sie sehen, mein Freund, daß diese Streiche sich allenfalls noch pariren ließen mit den Wendungen, die uns die akademischen Fechtmeister gelehrt haben. Auch der kohlpechrabenschwarze Flecken Mephisto hat noch einen Schimmer von Licht: den Humor. Auch dem Franz Moor kommt noch eine Entschuldigung zu statten, die Schiller von Shakspeare's Richard geliehen hat: den Aerger über seine Mißgestalt, den freilich eine reizende Amazone Mühe haben wird, ihm nachzuempfinden; und wo wäre denn bei beiden irgend ein Zwang, der ihren freien Willen bände, wenn sie sich bessern wollten? Auch die Griechen haben eine *Medea*, welche ihre Kinder mordet, um ihren Gemahl für seine Untreue zu züchtigen; haben eine Klytemnästra, die ihren Gatten erwürgt, um einen andern zu heirathen; haben Eumeniden, die mit der Schlangengeißel einen Muttermord rächen, den ein Gott geboten hatte: und selbst die blutigen Thränen, die wir mit Lear um Cordelien und um ihn selbst weinen möchten, werden dadurch zum Genuß, daß sie unser Ge-

fühl zwingen, aus der irdischen Qual sich in die Burg des Glaubens an ein Jenseits zu flüchten.

Aber was würden Gründe wider eine Gegnerin mir nützen, welche sich auf das Recht ihres Geschlechtes beruft, statt des Kopfes mit dem Herzen zu denken, zu welchem alle Gründe nur durch das Gehirn ihren Weg nehmen können? Unmuthig werf' ich diese plumpen, nur gegen Männer brauchbaren Waffen weg, verlasse den dürren Sand des Kampfplatzes der Kunstphilosophie, und nehme vorerst eine feste Stellung in der Küche.

In der Küche? Allerdings, mein Freund. Mit einer Hausfrau möcht' ich kein Gefecht in der Küche wagen; aber mit einer literarischen, kunstrichterlichen Amazone geht das schon an. Und was wäre denn für Sie Entwürdigendes dabei, mir dahin zu folgen? Wie oft führt nicht der geniale Jean Paul seine Leser und Leserinnen in die Küche, um ihnen durch die Bilder, Sinnbilder und Gleichnisse, welche sie darbietet, seine Gedanken über die Tiefen der menschlichen Brust, über die Labyrinthe des Erdenlebens und über die Räthsel einer Welt jenseits der Sterne anschaulich zu machen? Denselben Dienst, obwohl zu viel geringerm Zwecke, soll sie auch mir lei-

sten, und ich hoffe, nicht meine Gegnerin zu überwinden, sondern ihr den Frieden abzukaufen, indem ich ihr das Geheimniß der Kunst verrathe, die ich mit zweifelhaftem Glücke getrieben habe, indem ich ihr anschaulich mache, daß Tragödien im Grunde nicht anders gemacht, genossen und verdaut werden, als kräftige, aufregende und schmackhafte Speisen.

Welcher Kunstrichter im Fache der Kochkunst verlangt wohl, daß alle Bestandtheile solch' einer Speise, so wie wir sie einzeln in der Küche antreffen, wohlschmeckend seyn sollen? Welcher Schmeckfreund geht in die Küche, um Salz mit Löffeln zu essen, Pfefferkörner zu zerbeißen, Knoblauch, oder gar asa foetida, den tragischen Hebel des hohen Geschmacks, zu kauen? Gleichwohl gehören diese Quälgeister des Gaumens und der Zunge wesentlich zu den besten Gerichten, und ihre Mischung unter einander sowohl als mit den *Schmeichlern* unserer Zungenwärzchen, ist die Mutter dessen, was wir Schmackhaftigkeit nennen. Ich verstehe nichts von der Chemie, und weiß daher nicht, ob es möglich wäre, mit ihrer Hülfe diese Mischung des Koches wieder in ihre Elemente zu zersetzen. Aber wenn es möglich wäre, wer würde bei der Tafel diesen Scheidungs-

proceß auf seinem Teller vornehmen, und die Urbestandtheile einzeln kosten wollen? Wer, wenn er in der Brühe ein unzersetztes Pfefferkorn antrifft, hütet sich nicht weislich, es mit den Zähnen zu spalten?

Machen wir die Anwendung davon auf den Genuß der tragischen Festtagskost. In seiner schwarzen, geheimnißvollen Küche mischt sie der poetische Koch, und sendet sie auf die Tafel des Kunstgeschmacks, der seinen Sitz hat im menschlichen Gemüth. Als Mischung soll es dieselbe genießen, darum hat er sie gemischt. Immerhin mag der Scheidekünstler Verstand, wenn das Gemüth die Mischung genossen hat, den glücklichen Umstand ihrer Unverzehrlichkeit zur Befriedigung seines chemischen Dilettantismus benutzen, und sie in ihre Küchenbestandtheile zersetzen; aber es muß ein höchst naschhaftes Gemüth seyn, welches von seiner Hand nun auch die Elemente einzeln zum Kosten sich reichen läßt, und ein sehr wunderliches, welches von jedem derselben Wohlgeschmack erwartet, und von jedem Charakter, von jeder Handlung, von jedem Ausdrucke fordert, daß er ihm angenehme Empfindungen errege.

Diesen Anspruch machen, das nenn' ich mit dem Herzen denken, und wenn dazu die

Frauen eine natürliche Neigung haben, so können sie dieselbe, wie ich eben gezeigt habe, nirgends besser als in der Küche bezwingen.

„Aber warum kocht denn der Tragöd seine Schüssel nicht aus lauter wohlschmeckenden Ingredienzien zusammen?" So gewiß unsere Amazone ein Weib ist, so gewiß schwebt schon diese Frage auf ihren Lippen.

Wenn ich nur an Göthe's Faust dächte, oder an Schiller's Räuber, so könnt' ich versucht werden, darauf zu antworten: weil er überhaupt nicht so eigentlich für Frauen kocht. Aber im Allgemeinen ist das nicht wahr: denn welcher Sänger möchte unter seinen Zuhörern die Frauen entbehren, in denen die leiseste Empfindung wiederklingt? Die Wahrheit ist, daß der tragische Koch die Unmöglichkeit einsieht, aus Wohlgeschmack und Wohlgeschmack und nichts als Wohlgeschmack eine Speise — ich möchte lieber sagen eine Arznei — zu bereiten, die den Menschen durch Schmerz zu Lust, durch das Gefühl seiner Verwundbarkeit zum Genuß seiner moralischen Gesundheit, durch Schrecken und Mitleid zur Erhebung führen soll. Schon weil er nothwendig Leiden braucht, kann er Handlungen und Begebenheiten nicht entbehren, welche Leiden

erregen, und mithin keine rein wohlschmeckenden Bestandtheile der Speise sind.

„Aber Charaktere? Muß er denn auch abscheuliche Charaktere in seinen Topf thun?“ Er muß nicht immer; aber oft ist ohne sie sein Zweck nicht zu erreichen. Gewaltig langweilen würd' es unsere Penthesilea, wenn ich hier alle möglichen Fälle dieser Art kenntlich machen wollte. Ich will mich auf die zwei beschränken, welche sie anficht.

Der Grundstoff zu Schiller's Räubern ist aus dem Lear genommen. Der alte Moor und seine Söhne sind Nachbilder von Gloster und seinen Söhnen. Das leichtgläubige Ohr, welches der Vater dem bösen Sohne leiht, stürzt den bessern und ihn selbst in das Verderben. Das ist das eigentliche Leiden dieser Tragödie, womit uns der Dichter rühren, und, wie Shakspeare im Lear, an die Folgen des Irrthums und der Ungerechtigkeit mahnen will, worein Väter im Urtheil über den Charakter ihrer Kinder verfallen können. Wer sieht hier nicht sofort, daß die höchste Bosheit des Einen Sohnes eine mit dem Zwecke als nothwendig gegebene Bedingung ist? daß man ihr Daseyn nicht tadeln kann, bevor man nicht bewiesen hat, daß die Moral der Fa-

bel untragisch sey? Ist Franz minder bös, so wird auch der Irrthum, die Ungerechtigkeit des Vaters geringer, wird minder anschaulich, und die daraus entspringenden Folgen verwunden unser Herz um so tiefer, quälen es um so unerträglicher, je weniger wir ihren Urheber hassen, und in seiner endlichen Züchtigung Linderung finden können. Der moralische Richter in des Zuschauers Brust verdammt ihn; aber das thut ja der Dichter auch; er vollstreckt an ihm die gleichgemessene irdische Strafe, und läßt uns sogar die ewige im Spiegel seiner Gewissensangst schauen. Was wollen wir mehr?

Kommen wir zum Mephistopheles. Eine Tragödie, welche damit endigen soll, daß der Teufel den Helden, nachdem er ihn verführt hat, bei lebendigem Leibe holt, kann natürlich des Teufels nicht entbehren. Ob eine solche Tragödie geschrieben werden dürfe, das ist keine Frage. Wer kennt nicht Milton's verlornes Paradies, und wer wollte der Tragödie das Recht auf übersinnliche Stoffe bestreiten, dessen das Epos genießt, in sofern nur der Umfang des Stoffes der dramatischen Form nicht widerstrebt? Alles kommt bloß auf das Wie bei der Einführung des Teu-

fels an, und darin hat Göthe seine Meisterschaft bewiesen.

Ich weiß nicht, ob meine liebenswürdige Gegnerin den Faust Blatt für Blatt gelesen hat. Ich muß es bezweifeln: denn er hat Scenen (die Vorgänge in der Hexenküche und den Ball auf dem Blocksberge z. B.), welche Frauen, auch wenn sie Amazonen sind, nicht füglich lesen können. Er ist nach den Maximen gedichtet, welche der Director im Prolog ausspricht:

Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus,
Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen,
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken,
Solch' ein Ragout, es muß euch glücken.
Leicht ist es vorgelegt u. s. f.

Diejenigen Stücke des Ragout, welche recht eigentlich mit Teufelsdreck gewürzt sind, hat der Dichter den Frauen nicht vorlegen wollen; sie sind bloß für Männer bestimmt, die ohne Scham den Begriff der menschlichen Vieheit unter dem Mythos des Schmutzes der Hölle anschauen können. Diese Stücke des Ragout mag ich wenigstens gegen das schöne Geschlecht nicht vertreten; ja ich bekenne, daß ich sie selbst nicht

sonderlich vermissen würde, weil der Dichter es dabei ein wenig an dem Correctiv desjenigen *Witzes* hat fehlen lassen, womit in ähnlichen Fällen der große tragische Koch Shakspeare sich zu helfen weiß.

Aber abgesehen davon, was läßt sich gegen den Teufel Mephisto einwenden? Er ist der erträglichste, den man sich denken kann. Er hat Zutritt im Himmel, und Gott der Herr sagt selbst zu ihm:

Ich habe deines Gleichen nie gehaßt,
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der *Schalk* am wenigsten zur Last.

Als Schalk geht er durch das ganze Stück. Für seine eigne Person den Schlingen der Sinnlichkeit *nach unten* zu entronnen, belacht er die Menschheit, die ihnen entgehen will, ohne die Flügel zu gebrauchen, wodurch er ihnen *nach oben* zu entkommen könnte. Keine neuen thut er hinzu; er führt den Faust und sein Gretchen nur von Zeit zu Zeit dahin, wo sie am dichtesten liegen, und macht dadurch, daß er sie Schritt vor Schritt sich darein verwickeln läßt, Alle, die sie zu fürchten haben könnten, so genau mit ihrer Lage bekannt, als ob er sie in der Kunst nnterrichten wollte, eine topographische Karte

davon zu entwerfen. So dient er einem eben so moralischen als poetischen Zwecke, und nur dadurch, daß er so ruhig und ohne allen Eroberungs-versuch Gretchen dem Scharfrichter und dem Him-mel überläßt, kann er allenfalls das Gefühl der-jenigen Frauen beleidigen, die es selbst an dem Teufel nicht wohl vertragen können, wenn er nicht nach ihrem Besitze lüstern ist. Weit ent-fernt, ein Flecken im Gemälde zu seyn, ist er vielmehr das Licht, welches uns das flecken-reiche Bild der Menschheit erleuchtet. Er ist ein eben so ergötzlicher Teufel, als der Kaliban im Sturm ein ergötzliches Vieh ist. Beide wol-len nicht geliebt seyn; aber sie können auch vernünftiger Weise nicht gehaßt werden, da sie offenbar Geschöpfe der Phantasie sind, welche die dichterische Zeugungskraft in das Scheinleben rief, um die feinen Gränzen anschaulich zu ma-chen, wo, nach unten hinab, die beiden Naturen der Menschheit, die sinnliche und die moralische, das Gebiet der Bestialität und der Hölle sich berühren. Daß Mephisto die menschliche Gestalt und Kaliban Spuren davon trägt, darf ihnen die empfindliche Menschheit nicht übel nehmen; es ist poetisch nothwendig, um fortdauernd zur Vergleichung des noch Menschlichen mit dem

nicht mehr Menschlichen anzuregen. Will die Dichtkunst auf ähnliche Weise die entgegengesetzte obere Gränze der menschlichen Doppelnatur sichtbar machen, so bringt sie dieselbe mit einem Engel oder Gott von menschlicher Gestalt in Berührung.

Doch wo gerathe ich hin? Ich habe meine feste Position in der Küche verlassen, und mich wieder heraus auf den Boden der Kunstphilosophie gewagt, wo ich verloren bin, wenn ich der Kunstrichterin das Recht zugestehe, mit dem Herzen zu denken, oder, welches so ziemlich auf Eins hinauslaufen würde, mit dem Kopfe zu fühlen. Dies Recht der Kritik ist undenkbar, wenn die Pflicht des Dichters nicht auf das Geschäft beschränkt wird, lediglich für das Herz zu dichten. Das würde die Dichterpflicht ungemein leicht machen. Aber so lange Vernunft, Verstand und Phantasie ihren Anspruch nicht aufgeben, kommt man damit nicht fort; und ich muß daher meine Penthesilea bitten, diese drei Mitintereſſenten zum Congreſſe mitzubringen, wenn ein Frieden zwischen uns geschlossen werden soll, dem die benachbarten Mächte ihren Beifall geben, und neben welchem die Säulenwerke bestehen können, die den poetischen Ruhm

der Nationen tragen, unter denen sie entstanden sind.

Sie aber, mein Freund, Sie haben denn doch im Grunde den gefährlichen Krieg über mich gebracht, und wenn ich nicht glauben soll, daß Sie nur mit dem Hamen der schlagfertigen Neutralität im Trüben fischen wollen, so werden auch Sie nun für oder wider den Moor und den Teufel das Schwert zücken müssen.

---

3. Auch ein Wort über Franz Moor und Mephistopheles, an A. Müllner von Methusalem Müller.

Sie setzen mich in eine ganz eigene Verlegenheit, mein hochgeschätzter Freund, indem Sie mich auffordern, als Partei an einer Erörterung Theil zu nehmen, welche sich zwischen Ihnen und einer Dame über die genannten dichterischen oder erdichteten Personen, als Gegenständen wahrer Kunst angesponnen hat, und zwar auf Veranlassung der Dame, die als Intervenientin sich in unsern frühern Streit (besser certamen zu nennen, wenn dies Deutsch wäre) über die moralische und ästhetische Größe gemischt hatte. Ich nenne diese Verlegenheit eigen, weil mir,

auf welche Seite ich mich wende, Bedenklichkeiten aufstoßen; denn wollte ich es mit Ihnen gegen die Dame halten, so würde man rufen: zwei Männer gegen ein Frauenzimmer! das ist nicht erlaubt; wollte ich mich entschieden auf die Seite der Dame neigen, so müßte ich zum Theil falsch seyn, denn ich theile größten Theils Ihre Ansicht, mein Freund! Was zu thun? Leicht würde ich mich dem Streite ganz entziehen können, da die Dame den Punkt unsers frühern Streites ein wenig verrückt hat, allein der Verdacht des Eigennutzes, den Sie auf mich werfen, wenn ich nicht auf dem Kampfplatze erscheinen wollte, indem Sie am Schlusse Ihres Aufsatzes sagen, Sie würden glauben: ich habe nur mit dem Hamen der schlagfertigen Neutralität im Trüben fischen wollen, faßt mich bei der schwachen Seite, ob ich gleich gewiß bin, daß mir jeder meiner denkenden Leser eine Angellust verzeihen würde, wodurch ich in den Stand gesetzt werde, solche Fische auf meine Tafel zu setzen, wie der, der von Ihnen sich herschreibt. Indessen, wer weiß, ob nicht auch mein Einmischen in den Streit am Ende mir noch für meine literarische Tafel eine ähnliche Ausbeute verschafft, nach der, wie ich weiß,

meine Gäste so lüstern sind. Daher stelle ich mich! Jedoch nicht um eine Partei zu verstärken, sondern den Frieden zu vermitteln, wenn auch mit gewaffneter Hand.

Ob Sie gleich von dem Rechte des schönen Geschlechts, mit dem Herzen zu denken, nicht sonderlich viel zu halten scheinen, erkennen Sie es wenigstens im Scherze dadurch an, daß Sie den Kampfplatz der Kunstphilosophie verlassen und Ihre Position in der Küche nehmen. Sie nennen diese eine feste. Mit Recht! denn die Angriffe, welche Sie aus derselben machen, beweisen es. Nicht um diese abzuschlagen, sondern um die Dame einigermaßen wenigstens dem Feuer zu entziehen, bemerke ich, daß das, was sie mit dem Herzen denken nennt, wohl auch von uns geübt wird, wenn wir etwas künstlerisch componiren. (Sie sehen, ich bin doch nicht gar zu bescheiden, da ich mich Ihnen durch dies wir anschließe.) Sie meint nur ein Denken, das nicht bloßes mathematisches Berechnen ist, sondern ein Auffassen von Ideen mit der ganzen Menschheit, folglich auch mit dem Herzen. Was ich vom Denken überhaupt halte, wissen Sie, ich habe es unter andern bei Gelegenheit der Anzeige Ihres Yngurd (im vor. Jahrg.

dieser Bl.) deutlich merken lassen; allein Sie wissen auch, was aus Kunstwerken wird, welche bloß aus dem Kopfe entsprungen, wie Rechnungsexempel dastehen, an denen sich alle fünf Species nachweisen lassen.

In Ihrer Stellung aber selbst finde ich Gelegenheit, etwas für die bedrängte Amazone zu thun. Nämlich so: Ich glaube, sie begreift die Nothwendigkeit, unter Speisen, welche wohlschmeckend werden, besonders welche einen haut goût bekommen sollen, nicht lauter wohlschmeckende Substanzen zu mischen; die Gewürze als Aufregungsmittel der Werkzeuge, womit man schmeckt, dürfen durchaus nicht fehlen, allein ich glaube auch, daß sie diese nicht meint, wenn sie in der ästhetischen Küche den Franz Moor und Mephistopheles verwirft. Sie meint wohl solche Substanzen, welche man an sich als Ekel und Widerwillen erregend, oder als widerstrebend dem Geschmackssinne in keiner Küche dulden kann, dahin gehören, scheint es mir, keinesweges die Gewürze, welche, wenn sie auch nicht in Menge allein genossen werden können, doch allein genommen werden können ohne Abscheu, z. B. der Pfeffer, der Zimmt, das Salz u. s. w., sondern verdorbene Ingredienzien,

oder solche, welche diesen in Hinsicht der Wirkung auf den Geschmack gleich kommen. Hier tritt auch noch die Bedenklichkeit ein, ob sie nicht, als nicht mehr im naturgemäßen Zustande befindlich, der Gesundheit schädlich werden können. Daß die Dame aber den Mephistopheles, wie ihn Göthe schildert, und den Franz Moor für solche Ingredienzien hält, ist, so dünkt auch mich, ein Irrthum, und Sie haben es ihr auf eine Art bewiesen, welche nicht nur den ausgelernten ästhetischen Koch, sondern auch den trefflichen ästhetischen Chemiker offenbart. Wir müssen freilich den Franz Moor h a s s e n, als moralisches Wesen, allein wir können uns nicht mit E k e l von ihm wenden, denn er ist in den Aeußerungen seines Wesens nicht g e m e i n oder gar n i e d r i g. Er hat wohl Ahnungen von dem, was edlere Menschen sind, und wodurch sie es sind, und seine äußere Häßlichkeit haben Sie selbst schon als einen Zug des Dichters angeführt, der einen leichten Lichtreflex auf die Schreckensgestalt wirft. Denn das ist sie und soll sie seyn, wiewohl man hie und da vielleicht dem Dichter ein wenig Uebertreibung nicht ohne Grund vorwerfen könnte; in das große, erhabene Gemälde gehört sie wesentlich, und ihre Wirkung zu Her-

vorbringung des tragischen Effects ist entschieden. Der Mephistopheles im Faust ist ebenfalls so meisterhaft nüancirt, daß man mit kunstgeübtem Auge wohl die zarten Lichter bemerkt, die die dunkle Gestalt zur Gestalt überhaupt machen.

Als ich im Beginn unsers certaminis aesthetici die Meinung äußerte: ich könne mir eine ästhetische Größe ohne Moralität nicht denken, hatte ich nichts mehr und nichts weniger im Sinne, als das Niedrige und Gemeine von dem Kreise der ernsten Kunst auszuschließen, weil dieses nur Ekel und Abscheu erregen kann. Ich folgte hierin nur Schiller'n, der in seiner geistreichen Abhandlung über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst, im Ernsthaften und Tragischen, das Niedrige nur dann angewandt wissen will, wenn es ins Furchtbare übergeht. Ein Dichter, der es unternähme, einen im Schlamme der gemeinsten Sinnlichkeit sich wälzenden Menschen, mit aller Kunst, die ihm zu Gebote stände, auch der vorzüglichsten zu schildern, und als Hauptbild eines Gemäldes aufzustellen, würde dem plastischen Künstler gleichen, der ein Kunstwerk aus einem Stoffe arbeiten wollte von so übelriechender Natur, daß es kein Mensch in seiner Nähe aushalten könnte.

Wie dieser die physische Gesundheit, würde jener auch die moralische des Beschauenden in Gefahr setzen, und wenn ein Kunstwerk auch nicht Moral auf die gewöhnliche, alltägliche Art befördern soll, darf es diese doch auch nicht zerstören wollen, weil es dann in einen Widerspruch mit sich selbst gerathen würde, denn es kann nur von einem Geistiggesunden gehörig genossen werden, und geistig gesund ist nur der moralische Mensch.

So, mein Freund, lassen Sie die Dame zwischen uns beide treten, denn Sie würden mich doch nicht so, wie ich mich gestellt habe, zwischen sich und der Dame dulden, und uns freundlich die Hände reichen, damit das Publicum eine rührende Versöhnungsscene zu schauen bekomme.

* *
*

Anhang.

Danksagung der Verfasserin von Gustavs Verirrungen, an den Verfasser der Schuld.

Penthesilea? Nicht doch! Wo wäre denn die von mir vertheidigte böse trojanische Sache, und wer repräsentirte dann den, nur an der Ferse verwundbaren, mich in die Unterwelt befördernden Achilles? — was versteht eine Penthesilea

von der christlichen Küche, und wie kann man für sie brauchbare Gleichnisse daraus hernehmen? — Nein, nein! das war nur so eine façon de parler! Der berühmte Verfasser der Schuld ahnete ganz artig, daß er es mit einer tüchtigen Hausfrau, die ihn nirgends besser als in der Küche verstehen würde, zu thun habe.

O wie selbstzufrieden hat er mich gemacht! wie zufrieden muß ich daher mit ihm, und wie unmöglich muß fortan jeder Streit unter uns seyn! Jetzt weiß ich, durch ihn aufgeklärt, erst recht was ich meinte. Die Assafötida wollt' ich (gleichviel ob ich es konnte) aus der Küche des guten Geschmacks vertreiben. Das wird mich noch im Kahne des mürrischen Fuhrmanns erfreuen, und ich gehe nicht allein vollkommen gerechtfertigt in mein Haus, sondern mit der größten Selbstgefälligkeit in meine Küche, in welcher ich längst nach dem Urtheile der Kenner, und, was viel mehr ist, der Kennerinnen, festen, ja den festesten Fuß gefaßt habe.

Wie geschickt, wie würdig und ergötzend der Streit nun auch geführt werde, Niemand kann sich dabei in einer beneidenswürdigeren Lage befinden, als ich, die dem allen aus ihrem Lieblingsaufenthalte, der Küche, und wahrhaft gött-

lich, nämlich mit Selbstzufriedenheit gesättigt, zusieht. Preis und Dank meinem Zurechtweiser! und, sollt' es ihm im christlichen Himmel, oder auf dem griechischen Olymp *) (von den elysäischen Feldern kann, mancher verdrießlichen Umstände wegen, nicht die Rede seyn) nicht gefallen — die schönste Houri im mahomedanischen Paradiese.

---

4. Moor, Mephistopheles, Penthesilea und Sappho.

In dem Dreistreite über Moor, Mephistopheles und ästhetische Größe überhaupt, wollen Sie am Schlusse Ihres Schreibens in Nr. 145 und 146 eine rührende Versöhnungsscene vor dem Publicum. Sie kennen es, das Publicum, mein verehrter Freund! Es liebt die Rührspiele, und wie die Theaterschneider (ich meine diejenigen, welche die Stücke für die Bühne zurechtschneiden) den Tragödien seine

---

*) Warum es vielleicht dem berühmten Verfasser der Schuld weder im christlichen Himmel, noch auf dem griechischen Olymp gefallen möchte, darf, ungefragt, nicht verrathen werden.

Gunst bisweilen dadurch erwerben, daß sie dieselben am Schlusse in Rührspiele umschaffen; so gefiel ihm am Ende wohl auch unser Streit über die Tragödie, wenn wir ihn, wie ein Familiengemälde, rührend endigten. Nun, versöhnen wollen wir uns gewiß; aber ich weiß nicht, wo wir den Rührstoff hernehmen wollen, denn nach meiner Ueberzeugung kann zwischen uns der Friede nur auf dem Gebiete der *Mathematik* geschlossen werden.

Mathematik? fragen Sie. Was soll die in der Aesthetik? Was in einer Discussion, an welcher eine Dame — unsere Penthesilea — Theil hat? Mit der Dame, denk' ich, sind wir fertig. Sie hat aus der Küche, wo ich Position gegen sie genommen hatte, mich Sp. 1164 ohne weitere Umstände herausgeworfen, und erklärt, daß sie aus diesem ihren Lieblingsaufenthalte heraus dem ferneren Kampfe mit Selbstzufriedenheit zusehen will. Ich bin gesonnen, sie in ungestörtem Besitze sowohl der Küche als der Selbstzufriedenheit zu lassen, denn — die Wahrheit zu sagen — ich *fürchte* mich vor ihr. Das sogenannte schwache Geschlecht ist nun einmal unüberwindlich. Bringen wir es auch einmal an dem Texte, so schlägt es uns in den *Noten*.

Nach demjenigen zu urtheilen, was die Amazone bei Gelegenheit des christlichen Himmels, des griechischen Olymps, der elysäischen Felder und des mahomedanischen Paradieses Sp. 1164 in der Note sagt, scheint sie geneigt, mich dem Publicum als einen Türken darzustellen, und dafür, daß ich Schiller's Franz Moor und Göthe's Mephistopheles gegen sie vertheidiget habe, die Christlichkeit meines eigenen Charakters zu bestreiten. Solche christliche Liebe scheu' ich ein wenig, zumal wenn sie Posto in der Küche gefaßt hat, wo alles gleich bei der Hand ist, den Gegner — auf dem Roste zu braten. Lassen Sie uns also unsern Streit fern von der gefährlichen Küche, und sowohl ohne Rost als ohne Rührlöffel, auf einem Kampfplatze endigen, wohin ein Frauenzimmer uns schwerlich folgen wird: auf dem Grund und Boden der Mathematik, und zwar der Algebra.

Sie können sich eine ästhetische Größe ohne Moralität nicht denken. Ich habe behauptet, sie sey von der Moralität an und für sich unabhängig. Wir werden uns vereinigen, wenn wir, wie die Algebraisten, zwischen negativen und positiven Größen unterscheiden. Was ist das? wird hier mancher Leser fragen. Nun, das Geld

oder das Geldeswerth, welches eine Person besitzt, ist die positive Größe ihres Vermögens; die Schulden, die sie zu bezahlen hat, sind die negative Größe desselben. Dies Beispiel erläutert die Sache am populärsten. Die Anwendung macht sich von selbst. Die Moralität einer Handlung kann recht füglich die positive, die Immoralität die negative Größe derselben heißen. Eben so mit dem Charakter. In der That nennen wir jene moralischen Werth, und diese moralische Schuld. Die Verwandtschaft der Namen schon deutet auf Verwandtschaft der Begriffe. Alle Größenschätzung ist ursprünglich mathematisch, auch bei denen, die nichts von Mathematik wissen. Sie steigt und fällt nach dem Maaße, in welchem sich ein Gegenstand von dem Nichts (der Null) entfernt; und so lange wir ihn nicht auf einen bestimmten Zweck beziehen, gilt es gleich, ob diese Entfernung vom Nichts in das Positive oder in das Negative, in den Werth oder in die Schuld hinein sich erstreckt.

Wenn ein Kaufmann mit einigen Tausenden fallirt, so sprechen wir geringschätzig von einem „Lumpenbankerott.“ Gehn die Schulden in die Millionen, so empfinden wir für denjenigen, der sie gemacht hat, noch eine Art von Achtung, die

nach Befinden bis zur Bewunderung, einer nahen Verwandten der Verwunderung, steigen kann. „Die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde," sagt Fiesco bei Schiller, und es ist nur allzuwahr, was er sagt, eben weil auch die negative Größe dem Menschen auf dem Wege der natürlich-mathematischen Schätzung Achtung abnöthiget. Nur das Kleine erlangt sie nicht und der Begriff der Armuth (des Nichthabens) oder des mäßigen Vermögens steht daher in dieser Art von Werthmessung dem Begriff einer ungeheuern Schuldenlast nach.

Genau so ist es in der tragischen Kunst mit den Handlungen und Charakteren. Groß ist hier, was weit vom Nichts absteht, gleichviel auf welcher Seite. Alles, was ihm nahe liegt, oder mit ihm zusammenfällt, ist klein, gemein, niedrig.

Es giebt eine moralische und eine unmoralische Niedrigkeit, wie es eine moralische und eine unmoralische Erhabenheit giebt. Nennen wir nun diese die moralisch-negative, jene die moralisch-positive Größe oder Kleinheit einer Handlung oder eines Charakters, so sind wir, mein verehrter Freund, auf der Stelle in den Friedenszustand versetzt. Sie können sich

keine ästhetische Größe ohne Moralität denken. Ich auch nicht. Nur kann diese Moralität eben so wohl negativ als positiv seyn. Der Tragöd ist befugt, beide Arten zu gebrauchen, um Ihr Gemüth zu bewegen, nur muß er Ihnen nicht eine für die andre verkaufen, er muß nicht machen wollen, daß Ihr moralisches Gefühl die negative liebe und die positive gering achte. Will er das, dann trifft ihn Ihr scharfsinniger Vorwurf: er geräth in Widerspruch mit sich selbst, denn er zerstört die geistige Gesundheit des Beschauers durch das Werk, welches nur der Geistig-gesunde genießen kann.

Nur so, mein Freund, läßt sich die moralische Schätzung mit der ästhetischen ausgleichen, und nur von diesem Gesichtspunkte aus können Macbeth und der standhafte Prinz, Antigone und Medea in der tragischen Kunst neben einander bestehen.

Sie wollen Sp. 1155 nichts wissen von „Kunstwerken, welche bloß aus dem Kopfe entsprungen, wie Rechnungsexempel dastehen, an denen sich alle fünf Species nachweisen lassen." Sie haben Recht; aber Sie sehen, daß denn doch die Berechnung von dem Geschäft des Dichtens nicht nothwendig ausgeschlossen seyn

muß, da bei der Kritik sogar die Algebra anwendbar ist, freilich cum grano salis. Ja ich möchte diejenigen Kunstrichter, welche die Handlungen und Charaktere der Tragödien nach Art der Sittenrichter beurtheilen, gemeine Rechenmeister nennen, welche sich bloß auf die sogenannte niedrige oder gemeine Arithmetik verstehen, wo der Unterschied des Positiven und Negativen noch nicht so, wie in der höheren Rechenkunst, der Algebra beleuchtet wird.

Noch ein Streitpunkt ist zwischen uns zu erörtern. Sie wollen unter Berufung auf Schiller, das Niedrige und Gemeine aus dem Kreise der tragischen Kunst verbannen, wenn nicht jenes ins Furchtbare übergeht. Unbedingt geb' ich zu, daß es nicht Hauptelement der Tragödie seyn darf. Aber zu Nebenzwecken läßt es sich sehr wohl gebrauchen. Shakspeare thut es oft mit unglaublicher Wirkung, um uns das Große und Erhabene anschaulich zu machen, indem er uns zur Vergleichung nöthiget; und Schiller selbst hat es zum Behuf geringerer Wirkung nicht verschmäht, z. B. in Maria Stuart. Mortimer's Leidenschaft für Maria ist eine niedrige; aber sie ist zweckmäßig: denn die moralisch-positive Größe der Königin wächst, indem sie es verschmäht,

jene Niedrigkeit als Rettungsmittel zu gebrauchen, und darum können wir dem Dichter nicht zürnen, daß wir hier einer moralisch-negativen Kleinheit begegnen.

Theorien werden lebendig in uns durch Anwendung. Machen wir mit derjenigen, die ich hier skizzirt habe, einen Versuch. Machen wir ihn an einem Erzeugnisse, welches in diesem Augenblicke das Theaterpublicum ziemlich lebhaft beschäftiget, und worüber Sie, wie ich weiß, weit strenger urtheilen, als ich. Ich meine an Herrn Grillparzer's Sappho.

Wären Phaon und Melitta die Hauptpersonen, und ihre Verliebung, Flucht und Vereinigung die Haupthandlung des Trauerspiels, so würde ich es Ihrem moralischen Ernst unbedingt als etwas Gemeines preis geben. Denn wie anziehend auch Melitta gezeichnet seyn mag, und wie leiblich schön wir uns immer den Phaon denken mögen: sie und ihre Handlungen, wenn ich höchstens Melittens Regung von Dankbarkeit abrechne, der sie jedoch nicht treu bleibt, sind dichterisch geschmückte Gewöhnlichkeiten, und einzeln sowohl als in Summe geben sie für die moralische Schätzung nichts, als entweder moralische Null, oder wenn wir es streng nehmen,

moralisch-negative Kleinheit. Die beiden Liebenden in Kotzebue's Drama, die Corsen, stehen in Hinsicht der Entstehung und der Beschaffenheit ihrer Liebe viel höher. Die der jungen Gräfin ist, wenn ich nicht irre, aus Dankbarkeit für eine kühne Lebensrettung entstanden, und die des Verwaltersohnes wird von dem Pflichtgefühl lebhaft bekämpft. Das alles fehlt hier, die Entstehung ist nichts als — Elektricität der Jugend; Phaon kämpft gar nicht mit seiner Pflicht gegen Sappho, die ihm erst am Ende ein Sklav eingeschärft, und Melitta führt diesen Kampf mit schwacher Kraft, ohne den Erfolg eines löblichen Entschlusses. Aber die Hauptperson ist Sappho. Auch ihre Liebe zu Phaon ist ihrer Entstehung und Beschaffenheit nach moralisch null, wo nicht negativ, oder nach der gewöhnlichen Terminologie, ästhetisch niedrig, weil wir an Phaon nichts sehen, was eine edle Neigung hätte begründen können. Wir müssen, um die liebende Dichterin selbst nicht dieser Ursache wegen gering zu schätzen, uns lediglich an den nie unedlen Ausdruck ihrer Liebe halten, welcher zu verrathen scheint, daß in ihrer feurigen Einbildungskraft ein würdigerer Phaon lebt, als der ist, welchen wir vor uns sehen.

Das allerdings ist ein Gebrechen der *Erfindung*. Ein würdiger Charakter an Phaon's Stelle *sollte* hier geschaffen werden; er hätte die moralisch-*positive* Größe von Sappho's Sieg über die irdische Neigung gesteigert, und seine Würdigkeit hätte nicht gehindert, daß Melitta's Jugend und Lieblichkeit, indem sie ihn seine frühere Neigung als *Selbsttäuschung* erkennen ließen, ihn hingerissen hätten. Eine dergleichen Umschaffung rieth ich nicht undeutlich dem Dichter, der mich mit der Mittheilung der Handschrift beehrt hatte; aber es war entweder zu spät, oder — zu früh. Inzwischen, ist hier ein Fehler, so trifft er doch die Hauptsache mit keiner lebensgefährlichen Wunde. Hauptsache ist: daß Sappho, vom Gefühl ihres unsterblichen Ruhmes und ihrer Eingehörigkeit in den Olymp gehoben, endlich dahin gelangt, das irdische Liebesglück, in dessen Besitz sie sich gewähnt hatte, zu verachten, und alle Fesseln der Sinnlichkeit durch einen freiwilligen Tod zu zerbrechen. Das ist, an und für sich betrachtet, eine moralisch-*positive* Größe, die von dem Indifferenzpunkte der Gemeinheit weit genug abstehen würde, um erhaben genannt zu werden, obschon ich sie nicht mit einem berlinischen Theaterrecensenten die

höchste Erhabenheit nennen möchte. Zu dieser Ueberschätzung, wenn sie ihm Ernst ist, scheint ihn eine Verwechslung von Genus und Species verführt zu haben. Er findet die höchste (moralische) Erhabenheit in dem, das Leben nicht achtenden Siege der übersinnlichen Natur über die sinnliche. Das ist richtig; aber das ist ein höchstes Genus der moralisch-positiven Größe, worin unendliche Species oder Stufen denkbar sind. Fernando von Portugal, der für seinen Glauben mit allen Ansprüchen der Jugend auf Glückseligkeit freiwillig in der tiefsten Erniedrigung stirbt, steht auf einer höheren Stufe, als Oedip, der, von Verschuldung und Unglück lebensmüde, in den Furienhain zu Kolonos schreitet, und dieser steht wiederum höher, als Sappho, welche hier einen Flecken ihres übersinnlichen Werthes und ihres Ruhmgefühls in den Fluthen abwäscht, die den leukadischen Felsen umspülen.

Diese That, wie gesagt, ist an und für sich positive moralische Größe; aber der Dichter hat leider einen Umstand vorangehen lassen, der ihr Abbruch thut, indem er, mathematisch zu reden, hinein dividirte. Er ist der: daß Sappho erst erkennen muß, das Glück, welches sie im Gebiete der irdischen, sinnlichen Natur suchte,

sey für sie verloren, ehe sie sich entschließt, in die Arme der übersinnlichen zu flüchten. Diese Division war hier, ohne einen durchaus veränderten Gang der poetischen Erfindung schwerlich zu vermeiden, und ich glaube, daß man in Bezug auf den Theatererfolg dem Verfasser Glück wünschen kann, sie nicht vermieden zu haben. Ich berufe mich deshalb auf dasjenige, was ich in einem frühern Aufsatze: Was und Wie? über diesen Gegenstand gesagt habe. Nichts desto weniger ist für mein Gefühl jene Verminderung der moralisch-positiven Größe bedeutend, darum hab' ich sie oben nicht Subtraction, sondern Division genannt, und darum vor allen hat mir die Fabel, so gestellt, der tragischen Würde zu ermangeln geschienen, welche der dramatischen Ausführung keineswegs fehlt, und am Schlusse in einem hohen Grade vorhanden ist. Sappho spricht und benimmt sich da vollkommen so, als ob jener fatale Umstand nicht vorhanden wäre, daher verschwindet er leicht in den Augen der Zuschauer, und wird künftig auch die wenigsten Leser in ihrem Genusse stören.

Hier haben Sie, mein Freund, ein Pröbchen von der Anwendung meiner mathematischen Aesthetik. Da weiter keine Gefahr für mich daraus

entstehen kann, als daß irgend ein theaterkritischer Parteigänger in irgend einer Zeitung mir deshalb irgend eine moralisch-negative Kleinheit an den Kopf werfe, so mögen Sie es in Gottes Namen drucken lassen, und mir freundlich gewogen bleiben.

---

5. Ueber Etwas, das Herr Professor Clodius über Göthe's Faust gesagt hat.

Haben Sie denn, mein hochgeehrter Freund, so ganz vergessen, daß wir noch ein Ei mit einander zu schälen haben? Ich meine unseren Streit über die moralische und ästhetische Schätzung der Charaktere und Handlungen im Trauerspiele. Die Amazone kam dazwischen, und stellte sich auf Ihre Seite. Ich nahm eine feste Stellung in der Küche. Penthesilea warf mich heraus. Ich flüchtete nun auf das Gebiet der Mathematik, und lud Sie ein, mir dahin zu folgen. Aber wer nicht gekommen ist, das sind Sie. Mondenlang hab' ich in meinem verschanzten Lager auf Ihren Angriff gewartet. Umsonst, Sie lassen mich ruhig darin sitzen, und ich muß heraus, um Sie aufzusuchen. So erschein' ich denn

wieder in Ihrer Eleganten, und wenn ich Sie mit den Waffen meiner Theorie der Kochkunst und meiner neuen ästhetischen Algebra nicht habe bezwingen können, so denk' ich nun, Ihnen den Garaus zu machen mit einem in's Gewicht fallenden theologisch-philosophischen Buche. Ich denke, Ihnen das unumwundene Geständniß, daß man die Charaktere einer Tragödie stets ästhetisch, nicht moralisch würdigen müsse, dadurch abzunöthigen, daß ich Ihnen in diesem Buche ein Beispiel zeige, wohin es führt, wenn man das Gegentheil thut.

Das Buch heißt: Von Gott in der Natur, in der Menschengeschichte und im Bewußtseyn. Es ist so eben unter derselben Presse hervorgegangen, welche meine gottlosen Trauerspiele gedruckt hat, und ich hab' es mir verschrieben, um mich daran zu erbauen, weil mir anfing, bange zu werden, daß meine Beschäftigung mit dem Studium und der Praxis der tragischen Kunst mich am Ende wohl selbst ein wenig gottlos machen könnte. Kaum dem Gefechte mit unserer Penthesilea über Mephistopheles in Göthe's Faust entronnen, erwartete ich nichts weniger, als hier auf den nämlichen Gegenstand

zurückgeführt zu werden. Gleichwohl geschah es, und schlimmer noch, als von unserer Amazone Göthe's humoristischer Teufel behandelt worden war, fand ich daselbst von der Religionsphiloso=phie den Faust, und Göthe selbst angegriffen.

Der Verfasser, Herr C. A. H. Clodius, spricht S. 177 vom Indifferentismus, von der Gleichgültigkeit gegen bestimmte äußere Religionsformen, in wiefern sie neuerdings heid=nische und christliche Ansicht in Geschmack und Sittenlehre vereinigen will. Er findet sie bei denen, welche sich die Gebildetsten des Zeitalters nennen, und meint, sie betrieben solche Vereinigung, sey es nun zum Besten der Künste, der Wissenschaften, oder des Staates, oder sogenannter Humanität, auf eine die Men=schennatur zu heuchlerischer Halbheit erniedernde Weise. (Seine eignen Worte.) Für den höch=sten Grad dieses heillosen Indifferentismus stellt er S. 182 ff. Göthe's Faust als Beispiel auf, und erwähnt zuvörderst mißbilligend, daß diese indifferentistische Ansicht, welche den Haupthelden verführe, doch durch keine poetische Gerech=tigkeit in diesem Fragmente bestraft werde. Faust ist ihm nicht einmal grundböse, son=

dern eigentlich schlecht, und also ein eben so untragischer Gegenstand. (Wieder seine eignen Worte.)

Da sehen Sie, mein Freund, wohin im Gebiete des Kunstgeschmackes die moralische Schätzung der Charaktere führt. Nicht genug, daß sie den Begriff eines tragischen Gegenstandes und einer tragischen Person vermengt, und nicht genug, daß sie in der Tragödie poetische Gerechtigkeit fordert; sie verlangt sie auch — in einem Fragment, verlangt sie selbst noch alsdann, wenn die ganze Tragödie schon erschienen, und die poetische Gerechtigkeit vom Dichter ausgeübt worden ist, indem er den Indifferentisten lebendigen Leibes mit dem Teufel zur Hölle fahren ließ.

Aber Herr Clodius geht noch viel weiter. Er findet es treffend, daß Faust auf die Frage Gretchens, nach seinem Glauben in Verlegenheit geräth. „Leider aber (setzt er S. 186 hinzu) schmückte der Dichter diese Verlegenheit des bösgesinnten Redners mit einer zu großen Fülle liebender Phantasie aus, wie sie demjenigen nur zu Gebote stehen kann, welcher eine Lieblingswahrheit mit reiner und heiterer Ueberzeugung geliebten Freunden vorträgt. Hier-

aus entstand dann eine dramatische Dissonanz, wie sie so häufig dramatischen Dichtern begegnet, welche oft verkehrte, unsittliche Gesinnungen im Namen ihrer dramatischen Personen mit so viel selbstgefälliger Salbung verkündigen, daß man meint, den Dichter selbst reden zu hören, während dem Bösewicht sein Gewissen eine solche siegende Kraft der Beredtsamkeit versagt."

Geht es hier nicht gerade von den Gesinnungen der dramatischen Person auf die Gesinnungen des Dichters los? Wird nicht von der Fülle der Phantasie, womit Faust spricht, auf Göthe geschlossen, und Fausts Indifferentismus für eine Lieblingswahrheit Göthe's angesprochen? Wäre das wirklich des Herrn Professors ernstliche Meinung, und wahre ungekünstelte Empfindung, so würde man ihn füglich mit dem Bedienten Matz in Kotzebue's Intermezzo vergleichen, welcher Lust hat, nach der Vorstellung der Maria Stuart den Schauspieler auszuprügeln, welcher den Burleigh dargestellt hatte, weil er es war, welcher die christliche Königin auf das Schaffot brachte. Aber die ländliche Einfalt, welche in jenem beliebten Lustspiel dem Matz vor der Polizei zu statten kommt, entschuldiget den Herrn Professor nicht. Es

ist keine wahre, ungekünstelte Empfindung, welche ihn veranlaßt, Göthe's Religionsansichten zu beschelten. Es ist — ja wie nenn' ich es gleich, recht höflich? — es ist eine christliche Liebe des Nichtdichters für den berühmten, allgemein geehrten Dichter, welche sich durch zwei Umstände verräth. Einmal durch den Unwillen, womit der Herr Professor S. 187 a. Anf. von der blinden, wirklich fanatischen Verehrung spricht, welche man heut zu Tage, wenn man höchst gebildet heißen will, seinen berühmten Lieblingsschriftstellern zollt. Sodann durch einen handgreiflichen Widerspruch, in welchen derselbe bei dem Bestreben, den Dichter und den Christen zugleich anzutasten, sich verwickelt hat. Er beschuldiget Göthe, die Verlegenheit des Faust in der gedachten Scene mit zu großer Fülle liebender Phantasie geschmückt, und dem Faust eine Beredtsamkeit geliehen zu haben, die dem Bösewicht sein Gewissen versagt. Die ganze Beredtsamkeit, die ganze Phantasiefülle dieser Scene besteht aber in der Rede:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn u. s. w.

Die ganze Rede hat Herr Clodius vier Seiten früher, S. 182 u. 183, wörtlich abgeschrieben, um ihr die Behauptung vorauszuschicken: „daß diese Worte einen begeisterten Hymnus auf die Gottheit vorstellen sollen, daß sie aber, verglichen mit irgend einem Psalme Davids oder eines andern von Gott und der Religion wahrhaft durchdrungenen Menschen, mit irgend einem ächtbegeisterten Wort der Anbetung vor dem Allerhöchsten, wie wir es z. B. in Klopstock finden, keine Probe (keinen Wettstreit) auszuhalten vermögen.“ Ist dem also, hat Göthe hier, wo Faust seinen Indifferentismus, seine Gleichgültigkeit gegen die Religion unter dem blendenden Mantel einer gottbegeisterten Beredtsamkeit verbergen will, ihn so sprechen lassen, daß seine Rede neben einem ächt begeisterten Wort der Anbetung wegfällt, und keine Vergleichung damit aushält; was will denn Herr Clodius mehr? Was sollte denn Göthe anders thun, um Fausts Gesinnungen in ihren richtigen Schatten zu stellen, und dadurch seine eignen vor bösem Leumund zu bewahren? Ja hätte er damit noch nicht genug gethan; läßt er denn nicht gleich darauf Margarethen sagen:

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum;
Denn Du hast kein Christenthum —?

Der Herr Professor scheint gefühlt zu haben, daß diese Worte wider ihn zeugen. Laß sehn, wie er es anfängt, sie dem Dichter zu Bolzen zu drehen. Er lobt S. 189 das naive Gretchen wegen des richtigen Gefühls, das sie in diesen Worten ausdrückt. „Nur (setzt er hinzu), daß der letztere Ausspruch (Denn Du hast keinen Christenthum) sie wieder dem Lächeln der Aufgeklärten recht mit Vorsatz Preis giebt.“

Mit wessen Vorsatz denn? Mit Göthe's Vorsatz? Wenn der Herr Professor davon einen einzigen vernünftigen Leser des Faust überzeugt, der nicht gerade auf Göthe den Bitteren hat, so will ich Matz heißen. Und von welchen Aufgeklärten spricht Herr Clodius? Wer soll über Margarethens richtiges Gefühl lächeln nach Göthe's Absicht? In der Scene ist Niemand zugegen, als Faust, und wenn die aufgeklärten Leser über sie lächeln, ist dafür der Dichter verantwortlich, welcher das Mädchen auf ungesuchte Weise aussprechen läßt, was sie fühlt? Soll sie etwa ihrem Liebhaber Faust die Lehre des Christenthums von der „nach Gott

seufzenden und dürstenden Liebe" entwickeln, wie der Herr Professor seinen Lesern: in einem Buche von 33 Bogen groß Octav?

Doch ich vergesse, daß ich nur zum Streit mit Ihnen ausgezogen bin, mein verehrter Freund. Weniger noch, als der Herr Professor von der tragischen Kunst, versteh' ich von der Theologie und von der Mystik religiöser Schwärmerei. Ich hab' Ihnen nur an dem Beispiele dieser neuen Kritik Faust's und Göthe's zeigen wollen, wohin wir mit der Kunstkritik überhaupt gerathen werden, wenn wir derselben auf dem Wege der bloß moralischen Schätzung tragischer Personen nicht die Schlagbäume des Ernstes wie des Spottes vorwerfen.

Ich gestehe offen, daß ich von den seufzenden und dürstenden Liebabern der Braut im hohen Liede Salomonis, in sofern sie mit der Kritik dichterischer Schöpfungen sich befassen, nicht das Beste halte. Es überläuft mich, wie eine Art von Schauer, wenn ich bedenke, wie Menschen, welche die Gesinnungen ihrer erdichteten Mitmenschen so richten, in dieser Hinsicht mit ihren wirklichen Brüdern verfahren mögen, wenn es die Gelegenheit giebt. Es fallen mir, wenn ich dergleichen bei den ästhetischen Gerichtshöfen

angestellt sehe, unwillkührlich die Nachrichter ein, in deren Wohnungen man gewöhnlich aufgeschlagene Bibeln und Gebetbücher antrifft; obwohl die Vergleichung immer noch zum Vortheil der letztgedachten ausfällt, da sie nur thun, was sie, und wo sie es *müssen*, während jene theils zu dem Amte sich drängen, theils es ausüben, wo sie nur irgend einen dramatischen Ketzer gelegentlich auf ihrem Wege begegnen. Es hat zwar so viel als nichts zu bedeuten, wenn sie den Ruf eines Göthe auf ihre christlichen Holzstöße werfen. *Dieser* Phönix steigt wohl unversehrt aus den Flammen seiner afterkritischen Mitwelt zur Unsterblichkeit empor, gleichwie nach der bekannten mystischen Sage Jeanne d'Arc aus der Gluth des Scheiterhaufens in Gestalt einer Taube gen Himmel flog. Aber schwächere Talente, die weder Kraft noch Zeit genug hatten, ihren Ruf auf dem Felde der Literatur so tief, wie Göthe, in den Boden zu pflanzen — diese, mein Freund, sind es, welche in jenem unverständigen Treiben der Kunstkritik leicht zu Grunde gehen können. Nicht jeder Dichter hat den Muth, nicht jeder ist in der Lage, der stillen Excommunication und der lauten Verdammniß zu trotzen, welcher er durch jene christliche Liebe

bei den Schwachen im Volk (die sich oft auch unter den Mächtigen finden) bloßgestellt wird; nicht jeder hat die ausdauernde Kraft und die hinreichende Gewandtheit, mit dem Schwerte seines Geistes gegen vermummte Vehmrichter zeitlebens im Dunkeln zu fechten. Und was bleibt dem Talent, welchem diese Eigenschaften fehlen, — was bleibt ihm übrig, als daß es eine Harfe zerschlage, die sich nie und nimmer nach der Litanei eines christlich-ästhetischen Klosters stimmen läßt?

Wenden Sie mir nicht ein, mein Freund, daß Ihre Ansichten von der moralischen Schätzung dramatischer Personen dahin niemals führen können. Das weiß ich; denn Sie haben keinen bösen Willen, Sie haben kein Gemüth, welches die warme, und selbst die fanatische Verehrung eines fremden Talents erbittern könnte. Aber auch der gute Wille kann auf diesem Wege, der für jeden, mit der dramatischen Dichtkunst nicht praktisch bekannten Kritiker so mancherlei einladende Abwege darbietet, leicht Uebles stiften.

„Aber die poetische Gerechtigkeit —?" Damit kommen Sie mir nicht! Sie wissen, was darüber vor nunmehro 108 Jahren in England geschrieben worden ist, nämlich im berühmten

englischen Zuschauer, Stück 40. Ich will es zur Bequemlichkeit unserer Leser abschreiben, so weit es hieher gehört.

„Die englischen Tragödienschreiber stehen in dem Gedanken, wenn sie eine unschuldige oder tugendhafte Person aufführen, so müßten sie dieselbe nicht verlassen, bis sie selbige aus ihren Verwirrungen befreiet, und ihr den Triumph über ihre Feinde verschafft hätten. In diesen Irrthum sind sie durch einen lächerlichen Lehrsatz der heutigen Kritik (der Kritik von 1710) verleitet worden, daß sie nämlich verbunden wären, Strafen und Belohnungen gleich einzutheilen, und die poetische Gerechtigkeit ganz unparteiisch zu verwalten. Wer diese Regel zuerst festgesetzt habe, weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß sie weder in der Natur, noch in der Vernunft, noch in den Mustern der Alten ihren Grund hat. Wir sehen, daß Gutes und Böses in diesem Leben allen Menschen gleichdurch widerfährt; und wie es die Hauptabsicht des Trauerspiels ist, Mitleiden und Schrecken in den Gemüthern der Zuhörer zu erregen: so werden wir ja diesen Endzweck stören, wenn wir die Tugend und Unschuld allezeit glücklich machen wollen. Wir mö-

gen einen rechtschaffenen Mann in währendem Trauerspiel noch so viel Kreuz und Trübsal ausstehen sehen: so wird es doch nur einen schlechten Eindruck in unserm Gemüthe machen, wenn wir es wissen, daß er in dem letzten Aufzuge zum Zwecke aller seiner Wünsche gelangen wird. Daher schilderten nun die alten Tragödienschreiber den Menschen in ihren Stücken so ab, wie er in der Welt vorkommt, indem sie die Tugend zuweilen glücklich, zuweilen elend machten; so wie sie es in der Fabel fanden, die sie sich erwählten, oder nachdem es ihre Zuschauer auf die angenehmste Art rühren konnte. Schrecken und Mitleiden lassen eine anmuthige Beängstigung im Gemüthe zurück, und stürzen die Zuhörer in solch ein ernsthaftes Nachdenken, welches weit dauerhafter und vergnügender ist, als ein kleines und flüchtiges Auffahren einer Freude oder Belustigung."

Ich habe diese Stelle absichtlich nach einer deutschen Uebersetzung aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts angeführt. Seit 1719 besitzt Deutschland jene Kritik der poetischen Gerechtigkeit in seiner Sprache; und dennoch scheint es in den 99 Jahren, die seitdem verflossen sind,

noch nicht Zeit genug gefunden zu haben, sie entbehrlich zu machen *). Diejenige poetische Gerechtigkeit, welche der englische Zuschauer tadelt, hat die deutschen Zuschauer in einen Ocean von Rührspielen gestürzt. Der gute Geschmack fängt an, sich von diesem, für die moralische Gesundheit unwirksamen Bade abzutrocknen. Aber siehe, die poetische Gerechtigkeit hat sich inzwischen in eine religiöse Aesthetik umgekleidet, welche die Charaktere und Handlungen in den Tragödien abschätzt, wie der rechtgläubige Pfarrherr die seiner Beichtkinder; und welche noch überdies dasjenige, was darin Verwerfliches erscheint, in der Zurechnung auf den Dichter überträgt. Wozu kann das führen, als zu Trauerspielen, worin der Bösgesinnte entweder gar nicht erscheint, oder, ganz dem Weltlaufe entgegen, vorn und hinten eine Tafel mit den Worten: Das ist ein Bösewicht! anhängt, damit man bei jedem Auftritte und Abgange sehe, mit wem

---

*) Im Gegentheil: die Gerechtigkeitskrämerei wird sowohl in den Tageblättern als in den Gelehrtenzeitungen immer lächerlicher. Man sehe nur das Fragment einer Wiener Modenzeitung für Bediente in Nr. 50. der vorliegenden Zeitung für die eleg. Welt.

man es zu thun hat; so ungefähr, wie man bei einer gewissen Gattung unserer romantischen Dichtungen immer voraus weiß, daß am Ende der christliche Ritter siegt, und der Heid' entweder getauft oder todt geschlagen wird.

Bedenken Sie dieses klägliche Geschick, welches unserer dramatischen Dichtkunst zu drohen scheint, und helfen Sie es abwenden, wie es dem Herausgeber eines der ältesten und gelesensten Journale eignet und gebühret.

---

6. Können dem Dichter Handlungen und Aeußerungen von ihm geschaffner Personen moralisch zugerechnet werden?

Methusalem Müller an A. Müllner.

Was denken Sie denn, mein hochgeschätzter Freund? wie können Sie ein Unternehmen von mir erwarten, wovor sich selbst die größten Feldherrn aller Zeiten gescheut haben? Einen kampfgewohnten, umsichtigen, tapfern Feind in seinem verschanzten Lager angreifen? Welch' ein Gedanke! Bedenken Sie doch, wie es selbst dem großen Schwedenkönige bekam, als er den furchtbaren Gegner in dem verschanzten Lager vor Nürnberg

anzugreifen wagte! Führte er nicht seine Völker geradezu zur Schlachtbank *)? Ich commandire zwar ein kleines Heer (von Gedanken), das sich in manchem Kampfe, selbst mit Ihren Truppen, versucht hat, und ich denke, nicht eben furchtsam zu nennen ist, allein zu einem solchen Unternehmen hätte ich es nicht führen dürfen, zumal da ich auf einem Terrain erscheinen sollte, das mir, wenn auch nicht gänzlich fremd, doch nicht so bekannt ist, um mit Sicherheit kriegerische Bewegungen darauf machen zu können, ich meine das der Mathematik, von der ich in der letzten Zeit nur die Analysis des Unendlichen zuweilen zum Gegenstande meiner Beschäftigungen gemacht habe. Auch schien es mir, daß wir uns bald auf dem Punkte befinden würden, wo wir uns als versöhnte Feinde die Hände reichen, oder ein Roß besteigen könnten, um der fliehenden Angelika (der Wahrheit) nachzueilen **). Da Sie indessen in Ihrem letzten, mir besonders zugeeigneten Aufsatze: Ueber Etwas das Herr Prof. Clodius gesagt hat, Nr. 247 des vor. J.

---

*) S. Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges. 1. Theil.

**) S. Ariost's rasender Roland. 1. Gesang. St. 32.

d. Blätter, einen Punkt berühren, der mit der Frage: Ueber die ästhetische und moralische Schätzung der Charaktere im Trauerspiele, eng zusammenhängt; so trete ich jetzt von neuem in die Schranken, und versuche die in der Ueberschrift benannte Frage, jedoch ohne Rücksicht auf den in Ihrem Aufsatze behandelten individuellen Fall, im Allgemeinen zu beantworten.

Erlauben Sie mir, daß ich von einem paradox scheinenden Satze ausgehe. Der Dichter kann nicht sündigen, behaupte ich. Die Operation des Dichtens hat nach meiner Ansicht die meiste Aehnlichkeit mit der, wodurch im Frühling die Pflanzen und Blumen dem mütterlichen Boden der Erde entlockt werden. Ein Samenkorn fällt auf eine Stelle, in der sich diejenigen Kräfte finden, welche zur Entwickelung dieser Pflanzenart nothwendig sind. Lange schlummert es unbefruchtet, da fällt der belebende Sonnenstrahl auf die Stelle, und siehe, nun treibt es auf in Blättern und Blüthen, und erfreut durch Duft und Farbe den Menschen, der in ihm das schöne Bild des ewigen unvergänglichen Lebens erkennt. So das Gedicht. Ein Gedanke erwacht in der Seele des Dichters, sey es durch die Betrachtung der Natur oder der Menschheit in dem

ewigen Kreislaufe ihrer Entwickelung — den wir Geschichte nennen — er fällt in den Schooß der Phantasie, die ihn bewahrt und befruchtet, bis endlich die belebende Wärme des Gemüths, dieses Strahls der ewigen Geistersonne, seine Entfaltung herbeiführt, und er heraustritt in schöner Gestaltung, erfreuend für das Auge des Geistiggesunden, und ein erhabenes Symbol des Einklanges einer höhern Weltordnung. Gesetzt nun auch, es finden sich an der Blume Theile, welche dem einen oder dem andern Sinne unangenehm sind, Blätter, die sich rauh anfühlen oder übel riechen, Blüthen, die unerfreuliche Farben, eine ungefällige Form zeigen; wer möchte darum mit der Blume oder ihrem Schöpfer rechten? Und wer möchte den Dichter tadeln, wenn sein Werk nicht in allen seinen Theilen den Forderungen einzelner Grundvermögen der Menschheit entspricht? Geht es doch mit gleicher Nothwendigkeit aus seinem Innern hervor, wie die Pflanze aus dem mütterlichen Boden, konnte er doch selbst nicht voraussehen, welche Gestaltung es in jedem auch dem kleinsten Theile annehmen würde, wußte er doch nicht, ob in der Entwicklung alle seine Seelenkräfte gleich stark und wirksam bleiben würden, um die Bildung aufs reinste zu

vollenden. Stört nun etwas in derselben den moralischen Sinn, oder befriedigt es nicht ganz den Verstand, oder bringt es in der Wirklichkeit gar eine schädliche Wirkung für dieses oder jenes Gemüth hervor, wo ist hier Sünde? wo die Möglichkeit einer moralischen Zurechnung? Es ist eben eine der Hauptschwachheiten unserer Zeit, daß man sich bei Kunstwerken immer nur an das Einzelne hält, und selten zur Idee des Ganzen erhebt, daß man nur momentan afficirt seyn, aber seine Affecte nicht durch die Macht des Gedankens beherrschen will, daher das Glück, welches Werke machen, die durch blendendes Colorit, oder durch Witz, oder durch rührende Situationen, oder durch Wohllaut des Verses und sonstige Einzelnheiten sich auszeichnen, gesetzt auch sie wären in der Haupt-Idee völlig verfehlt zu nennen. Wollte man das Urtheil über ein Werk der Dichtkunst durch die Ansicht seiner Einzelnheiten bestimmen lassen, so müßte man auch den Schluß dessen gültig finden, der aus dem Daseyn des Giftbaumes, des Krokodills, oder feuerspeiender Berge und dergl. sich zum Zweifel an der Güte Gottes, trotz allem, was Vernunft und Schrift sagen, berechtigt glaubte.

Aber, wird man mir einwenden, gesetzt, Deine

Ansicht von der Nothwendigkeit der Erzeugung dichterischer Werke in ihrer Entstehung und Ausführung wäre wirklich gegründet, und es fiele mit der Absichtlichkeit der Bildung auch die Möglichkeit moralischer Zurechnung hinweg, was würde dies für nachtheilige Folgen für die Moralität im Ganzen haben! Könnte nun nicht auch derjenige, der wirklich die Absicht gehabt hätte, durch sein Werk auf eine versteckte, darum aber um so gefährlichere Weise, dem Laster das Wort zu reden und die Tugend zu kränken, die Sinnlichkeit aufzuregen, der Wollust zu fröhnen, und der Verderbniß des Zeitalters aus eigennützigen Rücksichten zu schmeicheln, könnte der nicht allem Tadel, aller Strafe dadurch sich entziehen, daß er behauptete und nachwiese, er habe dies gethan, weil es der Plan seines Werks also mit sich gebracht habe? und man müsse dies hinnehmen, wenn man gegen die Trefflichkeit des Ganzen nichts aufbringen könne?

Wir sind hier auf einen Punkt in der Lehre von der moralischen Zurechnung gekommen, der, so wie er der ernstesten Berücksichtigung überhaupt werth ist, auch den aufgestellten Zweifel leicht entkräften wird.

Wenn es nämlich wohl nicht zu läugnen ist,

daß die der Zurechnung zu unterwerfende That eine freie seyn muß, so darf man doch den Begriff der Freiheit hier nicht zu eng fassen und sich durch den bloßen Schein der Nothwendigkeit täuschen lassen. Als frei in der Imputation ist nämlich auch eine That anzusehen, die von einem Menschen begangen wird, der, als er sie beging, hätte frei seyn können und sollen. Wer wird läugnen, daß, wenn Jemand, der sich der Trunkenheit ergeben hat, im Zustande des Rausches einen Menschen erschlägt, er ein Mörder ist, und die seiner That gebührende Strafe mit Recht zu leiden hat? Dem Menschen nämlich, der sich seiner vollkommen bewußt geworden, dem daher auch die Stimme der Pflicht, die ihn unbedingt zur Sittlichkeit auffordert, und in dem Gewissen so laut und vernehmlich spricht, nicht ungehört verklungen seyn kann, wird nicht nur die einzelne That, sondern seine ganze moralische Natur zugerechnet, und es kann ihm vor dem Sittengerichte nichts helfen, wenn er die Nothwendigkeit seiner schlechten Handlung aus der ihm nun einmal eigenen sittlichen Schlechtigkeit auch noch so bündig herleitete. Bedenkt man, wie viel nicht in der Freiheit des Menschen liegende Einflüsse oft mitwirken, um diesen oder

jenen Charakter zu bilden, so fühlt man sich freilich zum Mitleiden mit manchem Verbrecher gestimmt und zur Entschuldigung mancher nicht löblichen That geneigt, allein die Zurechnung derselben fällt darum nicht weg, und auch der mitleidswerthe Sünder büßt mit Recht seine Abweichung vom Pfade der Tugend. So hat das Urtheil der Menschheit zu allen Zeiten entschieden. Wenden wir dies auf den Dichter an, so werden wir ihn immer verdammen müssen, wenn er in seinen Werken die Tugend gekränkt und die Sittlichkeit verhöhnt hat, gesetzt auch, er könnte auf eine den Verstand vollkommen befriedigende Weise darthun, daß dies mit Nothwendigkeit aus dem Plane seines Werks hervorgegangen, ja daß er selbst diesen Plan, unwillkührlich durch den Genius getrieben, gefaßt und ausgebildet habe. Man wird immer mit Recht fordern, daß der Dichter, der die Menschheit darstellen will, vor Allen selbst Mensch sey, und daß er seine Natur vor aller Gemeinheit, Rohheit und Verkrüppelung bewahrt habe. Das aber ist das Laster oder die Immoralität von dem höchsten Standpunkte aus betrachtet. Wenn ich oben behauptete: *der Dichter könne nicht sündigen*, so hatte ich eben einen im Sinne, der

es ist, denn wie viele heißen so und sind es nicht, gleich den Königen, die oft auch nur die Würde und den Namen tragen, und weder sich selbst noch Andre beherrschen können. Der Dichter muß Mensch seyn im vollen Sinne des Worts, denn er soll uns ja das Unendliche im Endlichen, das Ewige und Unvergängliche im Zeitlichen und Hinfälligen zeigen. Leider aber reißen den Dichterkranz, so wie die Krone, Manche an sich, die mit Recht Usurpatoren genannt werden können, welche aber auch immer am Ende mit diesen gleiches Schicksal gehabt haben. Die Legitimität siegt auch hier zuletzt.

Indessen tritt bei der Beurtheilung einzelner Theile eines Dichterwerkes, welche die Moralität beleidigen oder kränken, in Hinsicht auf die moralische Zurechnung derselben eine Schwierigkeit ein, die nicht so leicht von der Hand zu weisen seyn möchte. Nur zu leicht wird nämlich Etwas als Fehler der Gesinnung gedeutet, was nur Mangel oder falsche Anwendung der Urtheilskraft war. Es fällt mir hier das ein, was Schiller in seiner Abhandlung: Ueber naive und sentimentale Dichtung, von Wieland sagt (s. Kleine Schriften 2. Theil, S. 127 u. f.), indem er der Schil-

derungen lüsterner Sinnlichkeit gedenkt, welche so häufig in dessen Schriften vorkommen, und der Jugend so gefährlich geachtet werden, weil sie mit einem seltenen Grade von Reiz ausgestattet sind. Schiller sagt nämlich: „Mir scheint der Dichter von dem ganz eigenen Unglücke verfolgt zu werden, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, forderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, daß ich — in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. — Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bei Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der, ich will es einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seiner Leser zu empören, und ohne beide bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gerne entfernt — dies ist es, was ich bezweifle, und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte."

Ich bezweifle es auch, und zwar aus dem

einfachen Grunde, weil alles, was in einem Gedicht empört, dem Geiste die Freiheit der Betrachtung entzieht, und ihn in eine feindliche Stellung gegen das Kunstwerk setzt. Er sucht sich zu schützen gegen die unrechtmäßigen Angriffe des Dichters auf einzelne Theile seiner Natur, und flüchtet sich entweder auf das Gebiet der reinen Geistigkeit, oder schlägt den Angriff zurück mit Hülfe des Verstandes durch Spott und Verachtung gegen den Angreifer. Allein ob von solchen die Moralität beleidigenden Darstellungen Verstand oder Herz die Quelle sey, läßt sich oft nicht aus dem Werke, das sie enthält, sondern erst aus Vergleichung mehrerer desselben Verfassers, und auch dann wohl nicht immer mit der zu vollen moralischen Imputation nöthigen Gewißheit entscheiden. Am schwierigsten muß dies aber bei Werken von dramatischer Form seyn, wo die Handlungen und Aeußerungen einer vom Dichter erschaffenen Person aus ihrem Charakter hervorgehen müssen, und wenn sie mit diesen übereinstimmen, nicht verwerflich gefunden werden können.

Aber, wird man einwenden, läßt sich die Vorliebe des Dichters für gewisse Charaktere nicht aus der Art der Schilderung erkennen, und

macht er sich durch eine solche Vorliebe nicht zum Mitschuldigen? — Wenn der Dichter ein rechter Dichter ist, so wird er in seinem Werke eigentlich gar keine Vorliebe für irgend einen Theil des Werkes verrathen, sondern, einem guten Vater gleich, seine Neigung unter die Erzeugten gleich vertheilen, denn alles ist ja in einem Kunstwerke gleich nothwendig, gleich bedeutend, der Schatten wie das Licht. Er muß das eine mit derselben Kunst ausführen, wie das andere. Und gesetzt auch, es gelängen einem Dichter diejenigen Charaktere besser, welche nicht rein-moralisch sind, als die rein-moralischen, er malte Teufel besser als Engel, müßte er darum selbst ein Teufel oder diesem verwandt seyn? — Es ist überhaupt nicht leicht zu bestimmen, wo der Dichter mit Vorliebe verweilt hat; nur zu oft trägt der Leser oder der Hörer die seine auf den Dichter über.

Zu läugnen ist es übrigens nicht, daß jedes menschliche Kunstgebilde Spuren des Charakters seines Erzeugers an sich tragen müsse, und daß sich aus mehrern Werken des nämlichen Dichters oder Künstlers auf die Richtung schließen lasse, die seine ganze menschliche Bildung genommen habe. Das Naturam furca expellas tamen

usque recurrit möchte auch hier Anwendung finden. Indessen muß der Urtheilende auch hier behutsam verfahren, daß er nicht durch das getrübte Glas des Vorurtheils sehe, und dem Dichter etwas andichte, was er nicht kannte. Der allgemeine Charakter eines Dichters mag die Vorliebe der Einzelnen, oder ihre Abneigung gegen ihn bestimmen, das liegt in der Natur der Sache, nur das Gleiche gesellt sich gern dem Gleichen zu; allein die Vorliebe oder Abneigung darf nicht der Bestimmungsgrund des Urtheils, weder in Hinsicht auf die Geschicklichkeit noch auf die Moralität des Bildners werden.

Ein Fall scheint sich nur denken zu lassen, wo die Aeußerungen und Handlungen einer erdichteten Person dem Dichter moralisch zugerechnet werden können, und das ist der, wo er selbst an die Stelle seiner Person tritt, indem er sie gegen ihre Natur, oder ohne eine Uebereinstimmung mit derselben sprechen und handeln läßt. Wiewohl auch hier ein Fehler des Kopfs mit einem des Herzens leicht verwechselt werden kann, so wird doch hier die öftere Wiederkehr desselben Verfahrens nicht ohne Grund auf eine herrschende Charakterstimmung oder einseitige Absichtlichkeit schließen lassen. Benutzte z. B. ein Dichter jede

nur sich zeigende Gelegenheit, die von ihm erdichteten Männer Schmähungen gegen das weibliche Geschlecht sagen zu lassen, oder stellte er das Weib stets und überall verächtlich dar, dann möchte schwerlich Jemand an seine Verehrung eben dieses Geschlechts glauben können.

Dies, mein Freund, sind meine Ansichten von einem Gegenstande, der gewiß von nicht geringer Wichtigkeit ist. Möchten sie Ihre Theilnahme gewinnen. Ich bin mir bewußt, mit redlichem Gemüthe geforscht zu haben. Wäre ich der Geduld aller meiner Leser so sicher, wie Ihrer Nachsicht, so würde ich mich leicht zu noch umständlicheren Erörterungen haben verführen lassen. Indessen reizen Sie mich etwa von neuem, so stehe ich nicht dafür, daß ich doch wieder in die Schranken trete und eine Lanze mit Ihnen breche,

Denn gern nehm' ich's mit einem Gegner auf,
Den ich kann sehen und in's Auge fassen,
Der, selbst voll Muth, auch mir den Muth entflammt.

---

7. Der amerikanische Professor.

Haben Sie es schon gehört, daß das Geklirr unserer Waffen aus Amerika wiedertönt? Es

heißt in dem Journal, Amerika dargestellt durch sich selbst, 1819, Nr. 8 wörtlich: „In deutschen eleganten und ästhetischen Blättern ist seit Kurzem die Verbindung der Moral mit der Aesthetik zur Sprache gekommen, und dieselbe eben so geistreich als tief *) untersucht worden. Dieses bewegt uns, eine Stelle über den nämlichen Gegenstand hier mitzutheilen, aus einer Antrittsrede des Herrn Professors Frisbie in Cambridge bei Boston." Es wurde mir ganz ängstlich zu Muthe, als ich diesen Introitus las. Ein Professor? Was gilt's, dacht' ich, die Professoren sind in Amerika wie in Europa, in Cambridge bei Boston wie zu Athen an der Pleiße! Und siehe da, so fand sich's.

„Edelmuth," sagt der Herr Professor Frisbie in seiner Antrittsrede S. 30, „uneigennützige Aufopferung, große Stärke oder einige Empfindsamkeit der Seele, Verachtung der Gefahr und des Todes, sind in solchen (dramatischen) Werken oft mit den heillosesten Sitten und Grundsätzen so verbunden, daß durch die erstern letztere entschuldigt oder gar gebilligt erscheinen. Der Eindruck, welchen das Stück erregt, ist ungetheilt,

*) Man ist sehr artig in „Amerika."

und so wird der leidenschaftliche Jüngling hingerissen von einem Charakter, den er verabscheuen sollte, und Sittenlosigkeit und Mangel an Grundsätzen werden durch Genie entschuldigt. Unsere kritischen Blätter haben Recht, daß sie sowohl die moralischen, als die intellectuellen Fehler der Schriften rügen. Wir bemerken hier mit besonderm Vergnügen den Ausspruch des Mißfallens, den die Edinburger Kritiken über berühmte schöne Geister der Engländer und Deutschen aussprechen, die nur pikant seyn wollen für abgestumpftes Leben, mag es übrigens Folgen haben, welche es will."

Wie nun, mein Freund? Sie haben jüngst den kecken Grundsatz ausgesprochen: Der Dichter kann nicht sündigen. Ich war geneigt, auf dieser breiten Basis Frieden mit Ihnen zu schließen. Aber was fangen wir nun mit dem neuen Professor zu Cambridge bei Boston an, der so gewaltig gegen Ihren Grundsatz ankämpft? Mit der Phrase, daß seine Gründe nicht weit her wären, können wir ihn nicht abfertigen. Sie sind ziemlich so weit her, als nur irgend möglich ist. Soll also auf der gedachten Basis ein Friede zwischen uns zu Stande kommen, so müssen Sie dieselbe vor allen Dingen gegen diesen Republi-

caner aus der neuen Welt vertheidigen. Da mir inzwischen an diesem Frieden liegt, so send' ich Ihnen hier einige Hülfstruppen gegen den unerwarteten Streitintervenienten.

Sie werden leicht bemerken, daß der amerikanische Professor seine schwächste Seite eben da hat, wo wir sie bei manchem europäischen antreffen: im Denken. Er fängt gleich damit an, daß er Unmögliches zusammen denkt. Edelmuth, uneigennützige Aufopferung, soll mit heillosen Grundsätzen verbunden werden können durch Poesie. Das soll mir doch einmal ein Poet versuchen! Leidenschaftliche Jünglinge sollen sodann durch diese Verbindung des Heillosen mit dem Edlen hingerissen werden können zur Liebe eines Charakters, den sie verabscheuen sollten. Wenn das in Amerika geschehen kann, so liegt die Schuld wohl meistentheils an den amerikanischen Professoren, welche die Jünglinge nicht richtig unterscheiden lehren. Handelt eine dramatische Person mit heillosen Grundsätzen edel und uneigennützig, so ist es sehr in der Ordnung, daß die Jünglinge sie lieb gewinnen: denn sie sehen nun, daß es ihr mit ihren Grundsätzen kein Ernst ist, weil sie denselben entgegen handelt. Oder ist es etwa in Cambridge

möglich, in Gemäßheit heilloser Grundsätze edel zu handeln? Wenn diese Kunst dort vom Katheder herab gelehrt wird, so sollten die europäischen Väter, welche an der Ausrottung der schlechten Grundsätze ihrer Kinder verzweifeln, dieselben nach Cambridge bei Boston schicken: denn wenn sie nur in Folge dieser Grundsätze tugendhaft handeln lernen, so schadet es eben nicht viel, wenn sie dieselben beibehalten.

Freilich spricht Herr Frisbie auch von Stärke und Empfindsamkeit der Seele und von Verachachtung der Gefahr und des Todes. Diese Dinge sind mit heillosen Grundsätzen vereinbar: denn ein Mensch kann stark im bösen Willen, empfindsam für den Reiz des Lasters, tapfer aus Leichtsinn und Uebermuth, aus Ruhmdurst oder Rachdurst seyn. Wenn aber der Poet dergleichen schlechte Charaktere schildert; wer heißt es den leidenschaftlichen Jünglingen, sich vom leeren Außenschein ihrer Handlungen hinreißen zu lassen? Sie werden im Leben immer finden, daß heillose Grundsätze den Schleier löblicher Eigenschaften und Handlungen borgen. Dort aber läßt der Verschleierte nur den Schleier, nicht das Verhüllte sehen. Der dramatische Dichter zeigt beides, die innere Wahrheit und den äußern Schein,

und daher werden die Jünglinge am leichtesten vor der Bühne jene von diesem unterscheiden lernen. Schildert er ihnen nichts, als Tugendspiegel, welche aus edeln Grundsätzen edel handeln, so laufen die Jünglinge Gefahr, überall, wo sie im Leben auf Handlungen stoßen, die aus edeln Grundsätzen entsprungen seyn könnten, auch sofort auf das Daseyn wahrhaft tugendhafter Gesinnungen zu schließen. Und gehört nicht die Beförderung der Menschenkenntniß ohne die Kosten eigener Erfahrung unter die Zwecke der dramatischen Kunst?

Sie sehen, daß der Herr Professor nicht recht eigentlich weiß, was er will. C'est tout comme chez nous. Wer über den Gebrauch des Schießpulvers im Kriege schreiben will, der muß sowohl mit dem Pulver als mit dem Kriege bekannt seyn, und über den Gebrauch der Moral in der dramatischen Kunst wird weder in der neuen noch in der alten Welt etwas Kluges aus der Feder eines Professors kommen, der nicht zufälliger Weise auf beides sich versteht.

II. Gedichte.

Die Musik.

Vor der Sprache steht die Kunst,
Die das Herz durch Töne rühret,
Ohne daß der Kopf es spüret,
Billig bei der Welt in Gunst:

Denn am Kopfweh der Gedanken
Fühlet sich die Menschheit kranken,
Von dem Denken kommt das Schwanken,
Kommt das Schweifen aus den Schranken,
Und die Sprache führt zum Zanken.

Im Gefühl nur lebt das Schöne,
Unarticulirte Töne
(Ob sie der Verstand verhöhne)
Machen, daß der Mensch sich sehne,
Ohne daß er weiß, nach was;
Und sich doch, die Wimper naß,
Von der süßgesalznen Thräne,
Freudig und zufrieden wähne.

Girret, wie die Tauben girren;
Solche Liebe kann nicht irren.
Singet, wie die Finken singen,
Schlagt, wie Nachtigallen schlagen;
Das wird nimmer Haß euch bringen,
Niemand wird euch drob verklagen;
Wenn nur kein Gedanke drin,
So verschwinden alle Plagen,
Und der Geist versinkt im Sinn.

Doch dem Sinn wächst nun Gefieder,
Und dem Thier' unmittelbar
Wird die Gottheit offenbar.
Zu dem Menschen nicht hernieder
Sinkt der Himmel; doch durch Lieder,
Wenn nur kein Gedanke drin,
Wird der ahnungsschwangre Sinn
Halb und halb zum Geiste wieder,
Und die Kindlein, die nur fühlen,
Dürfen in dem Himmel spielen.

Drum mit Recht preis't Ludwig Tieck
Deine Zauberei, Musik *)!

---

*) Im zweiten Theile seiner Gedichte, Dresden 1821, Gedichte über Musik. Obige Verse wurden besonders durch die Stelle veranlaßt, wo Tieck zum Lobe der Musik sagt:

Die Patrioten am Parnaß
1816.

„Mit Werken sollen wir das heilige Vaterland erheben; aber es ziemt uns nicht, seinen hohen Sinn im eitlen Tone auszubreiten.“

Isidorus Orientalis.

„Welch infernalisches Geheul
„Erhebt sich von des Berges Fuße?

Wenn die Ankerstricke brechen,
Denen du so sehr vertraust,
Oft dein Glück so sicher schaust,
Zornig nun die Wogen sprechen. —
O so laß das Schiff den Wogen
Mast und Segel untergehn,
Laß die Winde zornig wehn,
Bleibe dir nur selbst gewogen,
Von den Tönen fortgezogen,
Wirst du schön're Lande sehn!
Sprache hat dich nur betrogen,
Der Gedanke dich belogen,
Bleibe hier am Ufer stehn.

Die beschwichtigende Kraft, welche die Musik bewährt in den Stürmen des Lebens, der menschlichen Leidenschaften, stell' ich nicht in Abrede; aber der vorherrschende Geschmack des Zeitalters für diese schöne Kunst, welche mehr den Sinnen schmeichelt, als den Geist vergnügt, scheint mir eines von den Zeichen der geistlosen und gedankenleeren Kunstepoche zu seyn, in welcher wir stehen.

„Mercur, bei'm Haupte der Meduse!
„Woher das kommt, erkund' in Eil'."

So sprach Apoll. Mercur im Nu
Schießt von des Berges Gipfel nieder,
Und steigt im Nu zur Höhe wieder,
Und hält noch beide Ohren zu.

Und rapportirt: Ein Sängerschwarm
Kleb' auf des Berges unterm Rande,
Und kreische: Sieg und Feindes Schande,
Und Noth und Tod, und Schwert und Arm!

„In welcher Mundart?" fragt Apoll.
Vernahm ich recht, in deutscher Zunge!
„O weh, das hat des Windgott's Lunge,
„Sag, daß man sich entfernen soll!"

Gehorsam dem Befehle, senkt
Der Bot' Olymp's die leichten Flügel,
Doch lauter nur wird's um den Hügel
Des Gottes, der die Sonne lenkt.

Ein wild verworrenes Getös
Von Sang und Zank durchdröhnt die Lüfte,
Der Wiederhall belebt die Klüfte.
Der Bote säumt. — Apoll wird bös.

Er legt die goldne Leier hin,
Und sieht sich um nach Pfeil und Bogen.
Da — endlich! — kommt Mercur geflogen,
Kaum athmend, mit verstörtem Sinn.

Was giebt es? fragt Apoll. „Gewalt
„In deines Raumes heil'gem Banne!
„Den Köcher nimm, die Sehne spanne" —
Schöpf Odem, und erzähle kalt.

„Sie weichen nicht! Sie wären frei,
„Und hätten Macht, sich zu besingen,
„Zum Himmel müss' ihr Jubel dringen
„Ob dem, was nun geschehen sey;

„Geschehn von deutschem Heldenmuth',
„Auf vaterländisch-deutscher Erde,
„Mit deutscher Treu', zu Fuß, zu Pferde,
„Mit deutschem Geld und deutschem Blut!

„Ich stelle kurz und höflich vor:
„Du liebtest nicht, die Zeit zu hören,
„Man möchte singen, doch nicht stören,
„Der Zeitsang wollt' ein zeitlich Ohr.

„Doch alle, mit der linken Hand
„Am Säbel, machten Kriegsgeklirre,
„Und murmelten, wenn ich nicht irre,
„Von Kritikus und Unverstand."

Indeß der Flügelbote sprach,
Erschien die Reih' der neun Gestalten,
Die ewig lebend, nie veralten:
Klio voran, die andern nach.

Apollo winkt. Vom Meeresstrand
Sieht man die Sonnenrosse jagen;
Zu seinen Füßen hält der Wagen,
Er faßt der Zügel Strahlenband.

Und Klio, die ihn schnell begriff,
Weil sie der Unfug, den man hörte,
Am meisten unter allen störte,
Besteigt der Muschel goldnes Schiff.

Im Schneckenkreis lenkt Helios
Hinabwärts um des Berges Kegel.
Die Lungen dehnen sich wie Segel
Im Wind, und jubelnd folgt der Troß!

Denn jeder kennt an Roll' und Stift,
Und griechisch ernstem Angesichte,
Die Malerin der Weltgeschichte,
Die nimmer schmeichelt, immer trifft.

Und jeder ruft: „In meinen Sang
Mußt Du den heil'gen Griffel tauchen!
Nur meine Farben kannst Du brauchen!
Mein Lied nur ist der rechte Klang!"

Der Wagen hält. Die Muse spricht:
„Ich schreibe, was geschieht auf Erden,
„Wann, meint Ihr, würd' ich fertig werden,
„Sucht' ich die Thaten im Gedicht?

„Der Nachwelt ist mein Stift geweiht,
„Der Nachwelt, die Geschehnes richtet,
„Die von der Spreu die Körner sichtet,
„Und die den wahren Ruhm verleiht.

„Wollt Ihr, wie sie Euch ehret, sehn?
„Ihr braucht dazu nur kurze Weile,
„Denn kräftig steht's — in einer Zeile."
Die Roll' entrauscht: sie sehn und — gehn.

Was in der einen Zeile stand?
Es hat mir's keiner wollen sagen.
Die Nachwelt geh' ich d'rum zu fragen,
Erfahr' ich es, so wird's bekannt.

An das Chor der deutschen Tagscribenten.

Freunde, wenn der Zorn der Musen
Zum Papierverderb Euch treibt:
Glüh' Euch Mitleid doch im Busen;
Laßt nicht drucken, was Ihr schreibt!

Chor.

Mitleid! Mitleid!
Leser und Verleger schreit!

Gleich dem Hunde, der den Knochen
Klug verbirgt im Hundehaus!
Mögt ihr Vers' und Prosa kochen;
Aber gebt sie nicht heraus!

Chor.

Mitleid! Mitleid!
Leser und Verleger schreit!

Raubt doch Euer Buch uns Armen
Unsre Zeit und unser Geld:
Darum, Edle, habt Erbarmen!
Sind ja sonst schon g'nug geprellt!

Chor.

Mitleid! Mitleid!
Leser und Verleger schreit!

Wollt ihr doch zum Volke reden,
Drängt Euch der gewalt'ge Geist:
Denkt, vonnöthen sei zum Reden,
Etwas, das Grammatik heißt!

Chor.

Mitleid! Mitleid!
Leser und Verleger schreit!

Auf die Dedicationen der Götho-Coraxe an Göthe.

Es halten wir in genere
Nicht viel von den Poeten,
Die mit dem Werk humillime
Vor ihren Meister treten.

Der Aar, zu zeigen wer er sei,
Weist nicht auf's Nest zurücke,
Sein Flug, nicht das zerbrochne Ei
Sagt es dem Kennerblicke.

So hat sich Shakspeare, Calderon,
So Schiller nicht benommen,
Zum wenigsten ist uns davon
Zu Ohren nichts gekommen!

Urtheil der kritischen Genie's über Müllner.

„'s ist kein Genie, kein wahrer Dichter,
Zu viel Verstand! 's ist kein Genie!"
So, Dichter, — denkst du mehr als sie, —
So schrei'n die hochstudirten Richter:
Oh dichtet Ihr! Ihr habt Genie!

Stolz.

„Bescheidenheit!" so schrei't Ihr gleich
Ihn an bei jedem neuen Werke.
Ihr merkt, der Aar schweb' über Euch,
Und fürchtet, daß er's endlich merke.

Bescheidenheit.

Schwellet der Stolz dich auf, daß Dir Beifall die Menge gejauchzet;
Oh, dann schau' Dich nur um, siehe mit wem du ihn theilst!

Die Lumpe.

Kritikus.

Gestehen zwar muß Recensent,
Der junge Dichter hat Talent;

Allein es zeigt der Vorbericht,
Bescheiden — leider! — ist er nicht.

Meister.

Jeder möge so verkünden,
Was ihm heute recht gelang!
Das ist erst das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Gesang.
Keinen Druckser hier zu leiden,
Sey ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.

Leser.

Mich dünkt, der Recensent hat Recht.
Das: „Ich bin Ihr ergebner Knecht,"
Ist mir das Liebst' an jedem Brief;
Wer jung zumal, der bück' sich tief.

Belesener.

Nein, recht ist, was der Meister spricht,
('s ist Meister Göth', im Trinkgedicht) *)
Doch sagt er noch nicht alles dort;
Wer's kann und Lust hat, setz' ihn fort!

---

*) S. Göthe's Werke B. I. S. 145.

Derber.

Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.
Ihr Gefühl nicht zu beneiden,
Ist des Selbstgefühls Mandat.
„Bückt euch vor mir, stolze Kegel!"
Welch' Verlangen! dumm und plump.
Solch ein Krittler — ist's kein Flegel,
Nun, so ist's gewiß ein Lump.

Wen es trifft!

Buchhändler gab es sonst, jetzt Trödeljuden —
Manch' deutsches Werk sonst, fremdes Machwerk jetzt,
Für literarische Zwei=Groschen=Buden
Von Dampfmaschinen übersetzt.

Die heutigen deutschen Zeitschriften.

Journalisticum.

Colporteur.

Kaufet Blätter! Da sind wilde,
Oder wenn Ihr wollt, auch zahme;

Jene beißen, die sind milde,
Taugt das Blatt nicht, gilt der Name.

Pedant.

Gieb, was gründlich ist und nützlich,
Ob ich auch darüber schliefe,
Mag das Licht nicht stechend, blitzlich,
Drum gieb zahme, breite, tiefe.

Weltmann.

Wildpret ist mir auf dem Tische
Lieber als die zahmen Thiere;
Also gieb! man liest der Wische
Jede Stunde zwei, drei, viere.

Schadenfroh.

Richtig! Witz her! bitter, giftig,
Seitenhiebe, Rückenstöße!
Ob die Gründe schal, ob triftig,
Einerlei! gieb malitiöse.

Plebs.

Ich bin gern, wo's Püffe regnet,
Wo sie wie Besoff'ne toben,
Und der Krug dem Kopf begegnet;
Gieb mir von den wilden, groben.

Poet.

Mir gieb milde, guter Träger!
Fünf ist doch beinah gerade.
Bin gemüthlich, bin kein Schläger
Und hoff' auch auf Gottes Gnade.

Schauspieler.

Alles Plunder! nichts zu lesen,
Außer den Beurtheilungen:
Wie ich göttlich bin gewesen
Und die andern dumme Jungen.

Die deutschen Taschenbücher.

1. Recensirendes Sylbenräthsel.

Die Erste (spricht).

Alles beginn' ich in Deutschland, aber ich endige wenig,
Dennoch — verstehe nur Deutsch! — endiget ohne mich Nichts.
Alles, was Obst wird genannt in Deutschland, das trag' ich am Ganges
Und es verehrt der Bramin mich als den heiligsten Baum.

Räthst Du auf mehrerlei Sylben im Stillen? O nenne nur alle;
Immer, so viel Du auch räthst, bin ich die Hälfte davon.

Die Zweite.

Nichts bedeut' ich allein, doch verdoppelt bin ich die Quelle
Welche die Menschen ernährt; aber nicht allzugut deutsch.
Reich ich der ersten die Hand; so bezeichen wir mancherlei Dinge:
Vormals erhoben wir uns stolz als pannonischer Berg,
Jetzt durchströmen wir noch als Fluß das rauhe Kamtschatka,
Sind im Toscaner-Gebiet und auch in Ungarn zu Haus.
„Also Wasser?" — Das scheuen, wir wissens, der Jud' und der Dichter
Aber der Alchimist ehrt es bedeutsam durch uns.

Die Dritte.

Wenn vor dem Richter Du stehst und bist unschuldig; so stehst du
Besser allein, als wenn ich auch noch mit stünde vor ihm.

Willst du in Griechenland fechten; so wähle nach meinem Exempel,
Lange schon folg' ich dem Kreuz, nie dem gehörneten Mond.
Schreibest Du aber ein Buch, und giebst es in Druck; o dann bete
Daß ich, so lange Du lebst, nie mich vermähle damit.

Das Ganze.

Sylben, was schwatzet Ihr? Ich bin das Wort, bin das Räthsel,
Stecke voll Räthsel und bin gleichsam das Räthsel der Welt.
Jährlich erneu' ich mein Kleid, gleichwie sich im Lenze die Erde
Schmücket mit farbiger Pracht. „Göttlicher Sphärengesang
Tönet — so sagen die Dichter — erhaben im Raume der Welten;"
Aber kein nüchternes Ohr hat ihn noch tönen gehört.
Gerade so ist es in mir: er tönet, so sagen die Dichter,
Tönet erhaben und schön; doch Ihr vernehmet ihn nicht.

„Was in der Welt Du erblickst — so sagen die
Weisen — was ist es?
Leider das beste davon ist nur ein leidliches
Bild.“

„Was in der Welt sich begab — so sagen sie
ferner — Geschichte
Nennt man es, aber es ist nichts mehr, so
bald man's erzählt.“

Endlich sagen sie auch: „Die Welt ist ein Buch;
sei der Leser!
Wo Dir das Buch nicht gefällt, denke, daß
Du's nicht verstehst.“

Also auch ist es in mir, und Alles das passet
auf mich auch.
Ich bin das Räthsel der Welt, wenn auch
der Lesewelt nur.

Darum hab' ich denn auch mich endlich ent-
schlossen, zu scheinen
Was ich seit Jahren schon bin: Räthsel und
außerdem nichts.

Kannst mich haben fortan, ein magisch verschlos-
senes Kästchen;
Wenn du mich ehrlich bezahlst, kriegst du den
Schlüssel dazu.

Diesen behalte für Dich, das Kästchen nur schenke der Freundin,
Lass' sie vor Neugier vergehn, hilf ihr nicht, bis sie Dich küßt.

Auflösung.

Die erste Sylb' ist: Al. Sie beginnt das deutsche Wort Alles, endiget wenig Wörter, das Wort nichts aber endiget ohne sie, und sie ist genau die Hälfte des Wortes alle. In Hindostan ist Al der Name desjenigen Baumes im Wohnsitze des Brama, von welchem die Fabel sagt, daß er zu gleicher Zeit alle Sorten von Früchten trage. (S. Pierer's encyklop. Wörterbuch.)

Die zweite ist: Ma (Mama, afterdeutsch für Mutter) giebt mit der ersten verbunden Alma, und so heißt nach der alten Geographie der Berg, auf welchem der Kaiser Probus, der ihn fruchtbar gemacht hatte, ermordet wurde (s. Pierer); ferner ein Fluß in Kamtschatka, einer in Toscana und einer in Ungarn, betrifft auch die Gleditschische Encyklop.

Die dritte ist: Nach. Steht sie mit dem Schuldlosen vor dem „Richter;" so steht er schon vor dem Nachrichter. Sie folgt dem

Kreuz in dem Worte Kreuznach, läßt sich aber dem Worte Mond nicht anhängen. Vor dem Worte Druck spricht sie den Schrecken der deutschen Autoren aus.

Das Ganze Almanach, charakterisirt (gleichsam autokritisch) die prosaisch-poetischen Taschenbücher mit Kupfern, erst im Allgemeinen, und dann insonderheit den neuen Almanach (ohne Kupfer) Turandot von Lotz und Töpfer (Hamburg in Commission bei Herold jun. 1827), welcher nichts als Räthelaufgaben enthält, und in soferne selbst eine ist, als er durch ein Band verschlossen wird, über dessen Lösung man sich den Kopf zerbrechen soll. Die gedruckte Anweisung wird den Käufern ausgeantwortet, und die Meinung ist unstreitig, daß sie ihn ohne dieselbe verschenken sollen, weil sonst die Sache keinen Zweck hätte. Da derselbe also durch und durch, selbst bis auf den Einband, räthselhaft ist; so hat man ihn hier auch in einem Räthsel recensirt. Finden die Herausgeber eine Antikritik nöthig; so mögen sie dieselbe auch in einem Räthsel zum Besten geben.

2. Das Beckersche Vergnügen.

Ach, der Kalender Menge,
Der Dichterblumen Wust,
Ersticken auf die Länge
Jedwede Leselust.

Doch, wo ein Bild zu sehen,
Sei's noch so schlecht geklext,
Da, um es zu verstehen,
Durchblättert man den Text.

Dem Breitopf zu vergleichen
Ist auch ein Almanach,
Er wird den Zweck erreichen,
Versendet man ihn jach.

Wie man ihn würz' und backe
Darauf kommt wenig an.
Wer fragt nach dem Geschmacke?
Nur warm! so ist's gethan.

Doch ungern unterm Scheffel
Verbirgt Kritik ihr Licht,
Sie prüft mit ihrem Löffel
Genauer das Gericht.

3. Das Taschenbuch **Vergißmeinnicht**,
Von **Clauren** zu empfehlen,
Ist eine angenehme Pflicht,
Der Mann weiß zu erzählen.

Denn das ist eben das Talent,
Von diesem Romanöden,
Daß er die **Zeitgemüther** kennt,
Und hält sie wie an Fäden.

Wie unhaltbar — bald grob, bald schwach —
Der Faden der Geschichte,
Der Autor macht doch allgemach,
Daß Langeweile flüchte.

Bald wecket er des Lachens Lust
Und bald die Lust der Thräne,
Mit dieser Kunst, wie Euch bewußt,
Macht man, daß Niemand gähne.

Ein kleines Bischen Witz nur mehr
(Nicht schaden würd' ein Bissen),
So würden wir nicht allzusehr
Den Kotzebue vermissen.

4. Almanach pour les Dames,
A Tubingue, à Paris;
Darin ist manch ein Saame
Verständ'ger Poesie,
Von dem wir wünschen möchten,
Er schlüge Wurzel hie,
Und seine Körner brächten
Frucht auch im deutschen Land.

Denn unsre Fühlpoeten
Verachten den Verstand,
Und haben ihn von Nöthen,
Ach! das ist Gott bekannt.
Oft meint man, wenn sie dichten,
Ihr Hirn sei angebrannt,
Und ihre Spukgeschichten —
Die machen Gänsehaut.

Die Phantasie wird selten
Hier des Verstandes Braut,
Es werden neue Welten
Aus Nebelduft erbaut,
In des Gemüthes Pfanne
Wird schäumend Bier gebraut,
In räthseltiefer Kanne
Setzt's Euch der Brauer vor.

Heupferden ähnlich springen
  Metaphern bunt empor,
Neuback'ne Wörter klingen
  Euch wunderlich in's Ohr,
Die Muttersprache — Jeder
  Betrachtet sie wie Rohr,
Und schneidet Pfeif' und Feder
  Sich d'raus, wie's ihm gefällt.

Das ist verwehrt dem Franken,
  Die Sprach' ist festgestellt,
Mit Wörtern für Gedanken
  Er Niemand leichtlich prellt;
Der Wohllaut ist die Schöne,
  An die sein Vers sich hält,
Es sprechen gleiche Töne
  Zum Geist und zum Gefühl.

---

5. Der Nordische Musenalmanach.
  Den Winfried (Hinsche) besorget,
Erhält mit Gesang das Echo wach,
  Dem Mancher mit Lust wohl noch horchet.

Das Echo im leer fast gewordenen Haus
  Der klassisch gereinigten Schule,
Wo man sich nicht gab den Poetenschmaus
  Nach dem Ritus der Meister vom Stuhle;

Das heißet: der Meister vom mystischen Stuhl,
  Die neblig gern Alles bedecken,
Und lassen aus räthseltief-dunkelem Pfuhl
  Irrlichternde Flammen nur lecken;

Und leihen der Mus' eine Maurersprach',
  Als wäre sie Schwester im Orden,
Und jagen dem Unaussprechlichen nach
  Mit Worten, die Unsinn geworden.

Und lassen am Nachthimmel Blumen erblühn
  Und Sterne den Wiesen entsprießen,
Im Winter die Wasserfluth eisig erglühn,
  Im Sommer die Dürrung zerfließen.

Und geben dies grüne Berlinerblau
  Für Blüthen des frommen Gemüthes,
Und tragen der Unvernunft Kindlein zur Schau
  Und singen: der Herrgott behüt' es.

Und nennen ein Mädchen ein Frauenbild,
  Krautjunker bei ihnen sind Ritter,
Sie brächten den Feudalismus — so mild! —
  Zurück gern, und Klöster und Gitter.

Und thun sich zusammen in Logen, worin
Sie einer den andern beloben,
Und treten dann stolz vor das Publicum hin,
Als kämen sie recta von oben.

Auf jetzige deutsche Dichter.

Göthe.

Ein Gastwirth schenkte klaren Wein
Mit kräftig stäten Händen ein;
Begierig soffen die Gäste,
Und riefen immerfort: „Schenk' ein!"
Und suchten nach Geld in der Weste.
Da stand denn die Wirthschaft auf's Beste.

Nun wurd' er alt; der Krug begann
Zu wackeln in der schwachen Rechten,
Und mählig merkten, die da zechten,
Daß Bodensatz mit in die Gläser rann.
Da schnitten die Einen zwar saure Gesichter,
Die Anderen aber — sie nannten sich Dichter —
Die schwuren: es wäre der trefflichste Wein,
Er könne nicht reiner, nicht kräftiger seyn.
Jetzt wußte der Schenke fast selber nicht mehr
Woran er mit seiner Weinwirthschaft wär'.

Sein Küper aber — der Gauch hatt' ein Geld
Mit Binden und Zapfen verdient in der Welt,
Daß es in kein Faß ging, wie groß man's ihm
gab —
Der sprach: „Ich pacht' Euch die Wirthschaft ab!
Ihr seid nun einmal den Schlürfern ein Gott,
Der Rebenkranz auf Euren Schläfen
Macht alle Zungen der Kenner zum Spott,
Und wir verschenken im Wein auch die Hefen."

Da hat der Wirth mit den Fingern geschnippt,
Die Fässer werden all' umgekuppt,
Und Hef' und Wein in Bausch und Bogen
Auf niedliche Taschen-Bouteillen gezogen.

Wer ihren Werth vorausbezahlt hat, der
Bezahlt nur noch die Stöpsel hinterher.

Helene.

Vor dem Teufel hab' ich mich sonst gescheut,
Jetzt seh' ich, daß ich ein Narr bin gewesen;
Es ist ein Geselle, der bas mich erfreut,
Seitdem ich den Faust von Göthe gelesen.

Der Teufel ist kützlich in jeglicher Scene,
Nur hole der Teufel seine Helene.
Ich meine — der Leser wird's ja wohl merken —
Das lederne Bruchstück in Göthe's All-Werken.

Göthisch und Göthlich.

1821.

Zwei Schulen hangen Einem Meister an,
Und folgen ihm in allem, was ästhetisch.
Die ein' ist brav, und werth des Titels: Gö-
thisch,
Ihr Sinnbild ist ein silberweißer Schwan;
Nicht alles zwar ist gut, was sie gethan,
Doch ihr Bestreben dünkt uns nicht befehdlich.
Allein die andre langeweilt uns tödtlich;
Sie stolpert auf des Meisters ebner Bahn,
Hängt an sein Schiff den wasserlecken Kahn,
Und diese, billig, nennt der Satyr: Göthlich.

Den Unterschied erklärt die Farbenlehre,
Denn grünlich nennen wir, was grün gern wäre,
Und was in's Rothe spielt, das heißet röthlich.

Ludwig Tieck.

Die Erzählung: Verlobung von Ludwig Tieck,
Die leuchtet in's praktische Leben so helle,
Daß vor ihr geblendet steht unsre Kritik.
Zwar ist die Geschichte sehr locker gewoben,
Allein den Gehalt, den moralischen Plan,
Bei'm heiligen Himmel! den müssen wir loben,
Und sagen: der Tieck ist ein wackerer Mann.
Wohl Mancher, der sonst im poetischen Orden
Als einen Meister vom Stuhl ihn verehrt,
Ist durch ein Gerede beredet worden
Es habe sich Meister Ludwig — bekehrt,
Und wolle bekehren die heidnischen Horden,
Die von der Poetik der Alten bethört,
Nicht glauben wollen dem Pastor zu Lieme,
Daß fälschlich als Dichter den Göthe man rühme.
Und daß, um würdig des Lorbeers zu seyn,
Man glauben müss' an die Höllenpein,
Und all' seine Tinte der Frömmigkeit weihn,
Nun, wer denn geglaubt hat, es habe der Tieck
Sich einrangirt in die Glaubensarmee,
Und wen das betrübt hat, dem saget ein Blick
Auf seine „Verlobung:" il a déserté.
Mit Meisterhand malt er hier eine Familie,
Die (einzig mit Ausschluß der Dorothe',

Der ältesten Tochter,) nichts anderes ist,
Als eine lebendige Modehomilie,
Voll Zungenliebe zu Jesu Christ;
Die mit dem Sinn für das Göttliche prunket,
In das Blut des Erlösers die Eitelkeit tunket,
Und, als wäre nur sie und Consorten
Auf dem rechten Weg zu des Himmels Pforten.
Da tritt ein Weltmann aus fernen Landen
Mit so viel gesunder Philosophie
Und so viel Beredtsamkeit unter sie,
Daß all' ihre Gleißnerei wird zu Schanden,
Fräulein Dorothea, obwohl sie schon
Die Mutter verlobt hat dem frommen Baron,
Der Geld ihr mit Lieb' und auf Zinsen geliehen,
Fühlt plötzlich ihr Herz für das Weltkind erglühen.
Und da dies steinreich ist, so sagt die Mama —
Sie haßt es, die Fromme — allein sie sagt Ja.
Herr Schütz, der in Halle Poetik docirt,
Hat solch' ein Romänchen jüngst desiderirt *).

---

*) „Ein Roman aber, der uns die krankhaften Verirrungen unserer Zeit in absurde, zu geistiger Faulheit, ja völliger Impotenz führende Frömmelei u. s. w. mit den Motiven derselben endlich einmal recht klar und kräftig darstellte, wäre etwas gar Heilsames und darum höchst Wünschenswerthes." Prof. Schütz in der Schrift: Göthe und Pustkuchen S. 280 am Ende.

Was gilt's, er ist starr vor Erstaunen geblieben,
Daß grade der Meister, der Tieck, es geschrieben,
Und wahrlich er hat es als Meister gethan.
So faselnackt zeigt er den albernen Wahn
Der mystisch=poetischen Pietisten,
So sprechend stellt er in Gegenschein
Die Tugend des menschlich empfindenden Christen,
Daß sicher die Leser sich drüber freu'n
Die über das Conventikel=Wesen
Mit Schmerz die Artikel der Zeitungen lesen.

Tik.

Er schwätzt von Shakspeare und Natur
Und nennt den Schwatz Kritik,
Das Hintertheil davon ist's nur
Kri=tik nicht ist's, nur Tieck.

Flögel.

Ein Dramaturg hat existirt,
Der war geheißen Flögel,
Wenn ihr das ö auf Dresdnisch prononcirt,
So hört ihr den, der jetzt dramaturgirt,
Und könnt ihn schreiben nach der rechten Regel.

Dresdener Schauspieler (spricht)

Les' ich vom wundergroßen Tieck
Eine dramaturgische Kritik
Und hab' ich lange da gesessen
Und nachgesonnen Blatt für Blatt;
So bin ich am Ende gerade so satt,
Als hätt' ich Suppe mit der Gabel gegessen.

Novellen=Verstand.

Die jüngste Novelle von Tieck ist genannt:
Glück giebt Verstand.
Seitdem man Novellen von Tieck hat gelesen,
Ist keiner das Glück noch so nöthig gewesen.

Der Tieckianer (spricht)

Für wen habt ihr Eure Tragödien geschrieben?
Mein Meister spricht: Für Caraiben.

Die Tragöden.

Darin liegt tiefe Ironie
Für Narren kritisirt er sie.

Shakspearescher Blasebalg.

Ein Blasebalg der Königin Elisabeth,
Worauf zu sehen war Shakspeare's Portrait,
Ward einst von Talma theuer erkauft. Es war Betrug:
Der Maler hatte Zug vor Zug
Ein altes Weib zum Shakspeare umgewandelt.
Daß ihn die Erben nach Dresden verhandelt,
Ist ausgemacht; denn Ludwig Tieck
Sitzt ja damit vor'm Ofen der Kritik.

Immermann an Müllner.

„Nimmer schreib' ich mehr Tragödien mich am Publicum zu rächen."
Schimpf' uns, wie du willst, mein Guter, aber halte dein Versprechen!

Antwort an Immermann.

Bitterer rächst du mein Bester, den dir angethanen Tort:
Deine Werke ruh'n im Laden, aber du schreibst immer fort.

Variation einiger Xenien des Herrn Immermann in Heine's Reisebildern Th. 2.

Immermann.

Groß mérite ist es jetzo nach Saadi's Art zu girren,
Doch mir scheint's égal gepudelt, ob wir östlich, westlich irren.

Variation.

Groß Verdienst ist's jetzt wie Shakspeare sich zu zeigen humoristisch
Und will's auch nicht recht gelingen, spricht man doch davon am Whisttisch.

Immermann.

Sonsten sang bei'm Mondenscheine, Nachtigall seu Philomele,
Wenn jetzt Bülbül flötet, scheint es mir denn doch dieselbe Kehle.

Variation.

Sonsten sang der große Shakspeare von des Zorns der Liebe Gluthen;
Wenn jetzt Immermann eins anstimmt, ist's, als ob Nachtwächter duten.

Doch nicht immer dutet dieser Immermann so
wächterhaftig;
Dichtkunst tönt aus seinem Edwin, nur's Pan-
dem'chen ist zu saftig.

Immermann.

Aus Bequemlichkeit verehren sie die Kühe from-
mer Inden,
Daß sie den Olympus mögen nächst in jedem
Kuhstall finden.

Variation.

Hat ein paar Mal durchgelesen er den Shak-
speare nach dem Schlegel,
Schreibet mit dem Gänsekiele Trauerspiele je-
der —

Immermann.

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain
von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann
Ghaselen.

Variation.

Mit den Schlacken, die er aus dem Goldberg-
werke hat gestohlen,
Prahlt er, Andre unwerth haltend ihm zu küssen
seine Sohlen.

Immermann.

Hätte einen Hals das ganze weltverderbende
Gelichter,
Einen Hals, Ihr hohen Götter: Priester, Histrio-
nen, Dichter!

Variation.

Und sodann zwei Schwerter gebet dem Poeten
Immermann,
Daß er, wie mit einer Scheere, sich den Kopf
abschneiden kann.

Immermann.

Wenn ich Euch gefall', ihr Leute, dünk' ich mich
ein Leineweber,
Aber wenn ich Euch verdrieße, seht, das stärkt mir
meine Leber.

Variation.

Dann mußt Du schon eine große, ungeheure Le-
ber haben,
Die den Geier besser würde als Prometheus
Leber laben.

Immermann.

„Sag', wie kommst Du nur zu Worten, die so
grob und ungezogen?"
Freund, im wüsten Marktgedränge braucht man
seine Ellenbogen.

Variation.

Da er ist ein Magdeburger, ist die Grobheit
ganz natürlich;
Wie am Packhof sich die Bummler *) schla-
gen, zeigt er hier figürlich.

Immermann.

Wenn die Sommerfliegen schwärmen, tödtet ihr
sie mit den Klappen,
Und nach diesen Reimen werdet schlagen Ihr mit
Euren Kappen.

Variation.

Nun, daß der Prophet nicht lüge, nehmet eure
bunten Lappen
Und zerschlagt die böse Bremse, die sich setzt
auf edle Rappen.

---

*) Eine Klasse Arbeiter, die sich vor Gasthöfen und Schenken herumtreiben, um quovis modo einige Groschen zu verdienen.

An Freimund Reimar, vulgo Friedrich Rückert.

O Rückert, holdes wundersames Männlein!
Wie viele Lieder hast du schon geschnitzelt?
Wie viele Blätter voll Unsinns gekritzelt?
Wie viel aus deinem Phantasienkännlein

Schon Wasser ausgegossen, Wassermännlein?
Wie viel hast du gespitzelt und gewitzelt?
Wie viele Herzlein zum Genuß gekitzelt?
O sprich bei Sankt Margrethlein und Sankt Aennlein!

Du bist der deutschen Sänger erster Heros,
Ein Göthe, Schiller, die als Dichter galten,
Sind gegen dich nur winzig eitle Fäntlein.

Doch du bist Deutschlands Hafis und Homeros;
Drum rudre immerfort im reinen, kalten
Gewässer deiner Dichtart, Dichter-Entlein.

Du Bänkelsänger Orients, Reimklauber,
Wie viele Reime thätst du schon erhaschen?
Wie viel hast du in deine Liederflaschen
Gefüllt, du aller Dichter Ruhmberauber?

O reiche ferner uns den Wunderzauber
Aus deiner Phantasie gefüllten Taschen!
Laß uns von deinen Zuckerplätzchen naschen —
Erhör' uns, Heiliger, und sei kein Tauber!

Wie lieblich zart sind deiner Dichtung Bildchen!
Wie pocht das Herz, singst du von Blachge-
fildchen,
Von wiesengrüner Fröschlein Sängergildchen.

Wer reißt sich wohl mit deinem Poesiechen
Du reichbegabtes dichtrisches Geniechen?
Niemand fürwahr, bei Joseph und Mariechen!

Beschenk' uns bald auf's neu mit neuen Schätzen
Aus deines Geistes wunderreichen Schätzlein!
Lang' sie hervor mit niedlich-zartem Tätzlein,
Daß Herz und Geist auf's neue dran sich
letzen.

Du strebst allein nur Reim auf Reim zu hetzen,
Malst nicht wie Hoffmann, Kobold, Sand-
mann, Frätzlein,
Wie Göthe nicht Mephisto, Hex', Meerkätzlein,
Nein, weißt auf andre Weise zu ergötzen.

Du giebst Pastetlein, fein und reich verzückert,
Wie sie zu backen nur vermag ein Rückert,
Auf deinem Reimheerd können sie gelingen.

Denn wo Gefühle fehlen und Begriffe,
Da ruderst du mit Lust in deinem Schiffe,
Und läß'st dafür ein Dutzend Reime klingen.

Friedrich Rückert (Freimund Reimar genannt) stattet jetzt das an Poesie fast ganz verarmte Morgenblatt mit vortrefflichen persischen Fabeln aus, z. B. so:

Als die Taube ward gefragt,
Warum sie der Jungen pflöge
Zwei nur, da die Henne zöge
Zwanzig Stück? hat sie gesagt:

Weil ich aus dem eignen Kröpfchen
Meine Tröpfchen
Füttern muß.
Doch im ersten Augenblickchen
Fressen Glickchen
Von des Hofes Ueberfluß.

(1823, Nr. 138.)

Ein ganzes Himmelchen voll Wönnchen wird einziehen in die Büschen der deutschen Lese-Kinderchen bei dem persisch gemüthlichen Klange dieser Diminutivchen. Aber in Nr. 139 kommt's noch viel — Persischer!

Es saß ein buttig Fröschlein
In Meeresufers Tang,
Und tönt' aus seinem Göschlein
Betrübten Klaggesang

— — — — —

Da taucht empor ein Fischchen,
Als wie ein Möndchen blank,
Die Fluth das glatte Frischchen
Durchglitt so schwank und schlank.
Des Meeres Atlasglanz
Durchschnitt's, ein silbern Scheerchen
Das däuchte zu 'nen Pärchen
Dem Fröschchen paßlich ganz.
Zurief das arme Quäkchen
Dem schönen Schwimmerchen:
O du im Silberjäckchen
Mit gold'gen Schimmerchen!
In deiner Fluth halt an u. s. w.

Ist es nicht erhebend für jeden Deutschen solch ein schimmerndes Poesiechen zu finden im Mor-

genblättchen, welches in Paris, London und Petersburg gelesen wird?

O du im bunten Jäckchen,
Was hast du für Geschmäckchen,
Ist Morgenblatt in Nöthchen
Hilf besser aus, Poetchen,
Und du, o Morgenblättchen,
Geh vorwärts im Geschmack!
Leg' nicht auf's Ruhebettchen
Dich hin mit Sack und Pack,
Nicht mit dem Quak der Fröschchen
Plag' unser Dichter-Ohr!
Manch anderem Gewäschchen
Zieh' auch den Schlagbaum vor.

Ueber das Trauerspiel: Geheime Rache für geheimen Schimpf.

Nach dem Spanischen des Calderon von Sommerbrodt.

Man könnte sagen: Was ist das für'n Stück?
Ein liederliches Weib; ein Mädchenjäger
ein wüthend eifersücht'ger Ehemann
und der sich doch mit einer Unbekannten

durch Vollmacht hat vermählt, ein armer Lump
von Hausfreund, der wie ein Eunuch die Frau
des Eifersüchtigen bewacht, ein König,
der immer nur erscheint, um nichts zu sagen,
und wenn er Etwas sagt, nichts Kluges sagt:
sind das wohl Leute für ein Trauerspiel?
Allein das deutsche Publicum behauptet,
es sey vortrefflich, weil es spanisch sey,
und's deutsche Publicum versteht sich drauf.

Man könnte sagen: Ein geheimer Schimpf,
deß der Beleid'ger sich nicht rühmen wird,
ist gar kein Schimpf, und fordert keine Rache.
Und wiederum, wenn man sich rächen will,
um sich dem Vorurtheil der Welt zu fügen,
so ist geheime Rache keine Rache,
weil sie, den Schimpf zu tilgen, nicht vermag.
Wer also, sey's für welchen Schimpf es wolle,
geheime Rache nimmt, der thut es nicht
der Ehre wegen, sondern wie das Thier
in wildem Grimme. Stößt er meuchlings nun
den Dolch dem Nebenbuhler in das Herz,
und setzt er dann das eigne Haus in Flammen,
um seine Frau im Dampfe zu ersticken,
so ist er wohl ein tücht'ger Cannibal,
doch nimmermehr ein Held für's Trauerspiel.

Allein das deutsche Publicum behauptet,
es sey vortrefflich, weil es spanisch sey,
und's deutsche Publicum versteht sich drauf.

Man könnte sagen: Wenn Don Lope glaubt,
daß schon der König wiss' um seinen Schimpf,
weil er ihm räth, als völlig unentbehrlich
bei seiner Frau, nicht in den Krieg zu ziehen,
wie nennt er seinen Schimpf denn noch geheim?
ist aber öffentlich der Schimpf geworden,
was soll dann fruchten die geheime Rache?
Das ist inconsequent; so handelt man
wohl in der Welt, doch nicht im Trauerspiel.
Allein das deutsche Publicum behauptet,
es sey vortrefflich, weil es spanisch sey,
und's deutsche Publicum versteht sich drauf.

Man könnte sagen: O des wackern Königs,
der, als er diese Rachegräu'l vernommen,
vom Thäter sagt: „und er hat Recht gethan;"
der also durch sein königliches Wort
die Frevel, Meuchelmord und Mordbrand, heiligt!
Das mag ein guter König seyn am Niger,
ein schlechter aber ist's im Trauerspiel.
Allein das deutsche Publicum behauptet,

es sey vortrefflich, weil es spanisch sey,
und's deutsche Publicum versteht sich drauf.

Man sagt vielleicht: Ist das denn nun Kritik?
wo ist ein Urtheil, wo die Gründlichkeit?
Das ist ja nichts als Hin- und Hergerede,
nichts als ein Schwatzen in das Blau hinein,
wie man's um neun Uhr hört im Corridor,
wann Jung und Alt aus dem Theater geht.
Man sagt's mit Recht, das läßt sich gar nicht leugnen;
Doch so verlangt's das deutsche Publicum,
und's deutsche Publicum versteht sich drauf.
Man könnt' auch sagen: Was für'n Publicum
ist das? Allein das deutsche Publicum
hat nun einmal gehört von seinen Sprechern:
Vortrefflich sei der Spanier Calderon
in allen Dramen, die er hat geschrieben.
Da denkt es denn, sie werden doch wohl auch
die Dramen alle durchgelesen haben,
und daraus folgert's: Sie verstehn sich drauf.

Der Dichter.

Du seyst ein Dichter, sagest Du?
Du hast, wenn wir es recht erwägen,
Das Haupterforderniß dazu:
Ein starkes Einbildungs-Vermögen.

An die poetischen Tugendschelme unserer Zeit.

Immerfort dichten die Herr'n frivole Romane und Stücke,
Doch sie belehren uns auch, wie man fein sittlich und fromm.
Wollt Ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen,
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu.

Der Dichter der Schuld.

Dieses Tragöden Tendenz ist, daß Ihr ihn tüchtig bezahlet,
Darum nur schrieb er das Stück wie ja der Titel schon sagt.

Müllner's Schuld.

Ahnungen, Träume, Zigeunerwort, mächtige tragische Hebel!
Aber für Zwei nur ein Dolch? Schicksal, wie bist du so arm.

Die That.

Vorspiel zur Schuld, von Fräul. Therese v. Artner.

„Wie? ein Fräulein gebar in der That ein Kindlein?" — Figürlich!
Doch es gebrechen der That leider die Reize der Schuld.

Louise Brachmann.

Mondschein sing' ich und Lieb' und immer nur Liebe und Mondschein.
Wollt Ihr's nicht hören, so schafft, Leute! mir einen Gemahl.

Lafontaine's Recensenten.

Immer noch recensirt Ihr diesen Romanenerzähler,
Nennt seinen Namen auf Deutsch und Ihr erspart die Kritik.

Oehlenschläger's Coreggio.

Gar nichts zahlet dem Dichter für's Stück, denn am Honorare
Trägt sich, das lehrt ja das Stück, leichtlich der Künstler zu todt.

Schilling.

Kurz ist sein Styl, doch lang sind seine Schriften.
Nicht sattelfest, fällt er vom Flügelpferd
Bisweilen in den Pferch gemeiner Triften,
Doch bleibt sein Witz stets seinen Schilling werth.

Amalie Schoppe.

Strümpfe zu stopfen und rein sich zu waschen fehlt es an Zeit ihr,
Weil sie ein Modejournal schreibt und Romane dazu.

Gehe.

Operntexte die schreib' in Gottes Namen, doch mit den
Trauerspielen, mein Freund, thu' wie Dein Name besagt.

Deutschlands heutige dramatische Kunst.

„Schnell=Uebersetzungs=Fabrik für's deutsche Theater! Spottwohlfeil!
Kaufet und schämet Euch nicht; hungre der deutsche Poet!"
Mancherlei Ursachen giebt's, daß unsere Bühne Fabrik ward;
Alle zwar kennen wir nicht, Eine doch ist uns nun — Hell!

Postludium zum Praeludium

einer Ode an den Teufel, im Mitternachtblatt 1828, Nr. 65.

Ist das nur Präludium
Einer Ode an den Bösen;
Süß=gemüthlich Publicum
Möchtest du die Ode lesen?

„Bin im Freischütz ja gewesen,
„Hab' die Wolfsschlucht ja gesehn,
„Habe Nerven, die den Stößen
„Aller Gräuel widerstehn."

Nun, der Gräuel auch ist schön,
Auch das Scheußliche hat Reize,
Und um kühn zur Jagd zu gehn
Braucht der junge Falk die Beitze.

Vergnügen und Trost der Lumpe.

Schund ist entzückt, weil Hund im Journal den Tragöden mit Koth wirft.
Daß man die Großen beschmutzt, ist für die Kleinen ein Trost.

Verkehrt.

„Die Dichter waren und sind heute
„Phantastische, querköpf'ge Leute,
„Verstehen nichts von Recht und Brauch.
„Glaubt nie, was ein Poet euch lehrt,
„Er zeigt die Welt euch nur verkehrt."
Ein Himmels=Fernrohr thut das auch.

Rath für die Bühnen-Dichter.

Ich will für das Theater dichten
Und mich nach Kenner's Ausspruch richten,
Drum sag' mir, was ist rathsam jetzt:
Ob ich Thalien, ob Melpomenen diene?
„Den Unsinn will das Publicum der Bühne,
Doch rührend in Musik gesetzt.“

Glosse *).

Thema. Nun Ade dem falschen Prunke.
Dilettire, wer da will!
Aechter Kunst geweihter Funke
Wächst im Busen tief und still.

Lange hab' ich aufgeschichtet
Phras' auf Phrase, Thürmen gleich,
Hab' aus Reimen, hart und weich,
Manchen Wörterbau errichtet,
Und gemeint, das wär' gedichtet.

---

*) Die Veranlassung zu dieser Bagatelle war zufällig. Das obige Thema hatte H. Stieglitz, ein Sänger, auf welchen das Mitternachtblatt Nr. 101, Jahrg. 1826, die Leser aufmerksam zu machen gesucht hat, in dem Berliner Journal

Hier im Hain, bei'm Quellentrunke,
Fühl' ich in dem Ruf der Unke,
Im Gesang aus Wald und Flur,
Deine Zauberkraft, Natur;
Nun Ade dem falschen Prunke!

Du bist wahr im Prachtgewand
Deines Sonnenunterganges,
Wahr im Sturz des Felsenhanges,
Wahr in des Vulkanes Brand;
Lug ist, was nicht dir verwandt.
Schauen unter deine Hüll'
Und belauschen will ich still
Deine Puls' und Athemzüge:
Buhle mit geschmückter Lüge,
Dilettire, wer da will!

---

des Herrn Saphir zum Behuf eines Wettkampfes aufgegeben. Man erzeigte mir die Ehre, mich neben Fouqué zum Kampfrichter zu erwählen. Wir konnten daher nicht mit um den Preis kämpfen. Bevor ich aber mein Votum an den genannten ersten Kampfrichter abgab, versuchte ich, das nämliche Thema selbst zu glossiren, um desto besser über die Schwierigkeiten urtheilen zu können, mit welchen die Kämpfer zu kämpfen gehabt hatten.

D. Herausg.

Schüchtern zwar, ich will's nicht hehlen,
Steh' ich vor der Riesin da,
Und ich tret' ihr zitternd nah',
Sie zum Vorbild zu erwählen:
Wird dem Trieb die Kraft nicht fehlen? —
Nein! die Kraft kommt mit dem Trunke
Ihrer Brust. Im Sternenprunke
Neigt sie liebend und vertraut
Sich herab zu dir als Braut,
Aechter Kunst geweihter Funke!

Und ihr Odem facht dich an,
Arme werden deine Flammen,
Schlagen um die Braut zusammen,
Und des Geistes süßem Wahn
Ist der Himmel aufgethan.
Schöpfer fühlt er sich: er will,
Und das Werk, in Form und Füll',
Ist dem Schooß des Nichts entsprungen;
Und die Kraft, der es gelungen,
Wächst im Busen, tief und still.

An Blümner,
am 18. October 1828 *).

Theurer Zwillingsbruder! Nein —
Sei für Leipzig auch verloren
Des Theaters Prunk und Schein —
An dem Tag, da wir geboren,
Sollst doch Du theaterlos nicht seyn!

Nimm aus den getreusten Händen,
Was sie wohlbedacht Dir spenden:
Eine Bühne ohne Loch.
Daß Dir hier des Schicksals Tücke
— Denn das Schicksal war es doch! —
Deine Beine nicht zerknicke,

---

*) Zur Erklärung dieses Scherzes ist hier zu bemerken, daß wir, mein Freund und ich, den 18. Oct. zum gemeinschaftlichen Geburtstage haben; daß er gegen Michaelis v. J. das Mißgeschick gehabt hatte, durch den Fall in eine Theaterversenkung sich den Fuß zu beschädigen; und daß das Leipziger Stadttheater unlängst eingegangen war, als wir unseren Geburtstag von 1828 im Beisammenseyn erlebten. In scherzender Rücksicht auf diese Umstände bescheerte ich dem Freunde ein kleines Puppen-Theater für Kinder mittelst obiger Verse.

D. Verf.

Hat man in der Kunst-Verschränkung
Weggelassen die Versenkung.

Sinkt ja doch von selbst die Kunst,
Buhlend um der Sinne Gunst
In freiwilliger Verrenkung!

Hier auf diesem Schachtelbretchen
Geht sie grad und steif am Dräthchen,
Alle Schritte lenkest Du.
Kein Getriller, kein Getänzel!
Kein Geschieße, kein Gedute!
Hier ist Dein Geschmack (der gute)
Der allein-gewalt'ge Wenzel,
Und die Kass' ist ewig zu.

Solch Theater, Bruder-Herz,
Laß uns muthig unternehmen;
Alles wird sich hier bequemen
Unsres Willens festem Erz.

Hier hält die Kabale Ruh,
Die Gesellschaft läßt sich gängeln,
Und was übrig bleibt an Mängeln,
Deckt ein seidner Vorhang zu.
Seidner, sag' ich. Hat so hoch

Sich der Vorfahr je verstiegen?
Fasse Muth, wir werden siegen.

Seiner Decorationen
Angestaunte goldne Pracht
Mußt' er reich dem Maler lohnen.
Doch wohin hat's ihn gebracht!
„Göttlich war's!“ So sagt man noch,
Sehnt sich nach dem Wiedersehen;
Aber Sackleinwand war's doch,
Das wird alle Welt gestehen.

Prolog

zu der ungarischen Zeitschrift Iris.

Im April 1826 erhielt ich von zwei völlig mir unbekannten Herren zu Pesth in Ungarn ein ungemein schmeichelhaftes Schreiben, worin sie mir eröffneten, daß sie ungefähr nach dem Muster der deutschen Morgen- und Abendblätter eine Zeitschrift unter dem Titel Iris herauszugeben gedächten, welche in dieser Art die erste dort zu Lande seyn würde. Ich war Anfangs

ein wenig empfindlich darüber, daß man ein Gelegenheitsgedicht bei mir bestellte, und beschloß nicht zu antworten. Bald aber versetzte mich die Betrachtung, daß die Herren in Ungarn ihrem Vaterlande ein belletristisches Journal nach deutschen Mustern geben wollten, in eine bessere Laune. Ich dachte zurück an die Zeit, wo auch das belletristische Deutschland noch in einem Stande der Unschuld lebte; wo dessen Lesewelt durch die gleissende Schlange: Zeitung f. d. eleg. Welt genannt (bekanntlich das erste belletristische Tag- und Toilettenblatt vom Hofrath Spazier 1801 gegründet), noch nicht verführt worden war, vom Baume der flüchtigen journalistischen Erkenntniß zu naschen, wo die Sündfluth der Musentageblätter das Gebiet der schönen Literatur noch nicht unter Wasser gesetzt hatten. Diese Betrachtungen bestimmten mich, den Herren in Pesth folgende scherzhafte Antwort zugehen zu lassen:

Ihr wollt, daß ich ein Vorwort dichte
Zu dem Journal, das Ihr beginnt?
Ich, einer fremden Erde Kind,
In anderm Schatten, anderm Lichte
Geboren und gewohnt zu leben,

Mit dem Geschmack in Eurem Land
Und mit Euch selber unbekannt.
Was könnt' ich da zum Besten geben
Als einen Rath im Allgemeinen?

Das Farbenspiel der Iris prangt
Wenn Wasserdunst am Himmel hangt,
Doch muß dazu die Sonne scheinen
Den Regenwolken gegenüber.
Der Himmel deutscher Musenkunst
Hangt immerdar voll Regendunst
Und alle Bäche laufen über,
Die Industrie der Bibliopolen
Setzt täglich Fässer unters Dach,
Die Lesewelt läßt ins Gemach
Sich den gefangenen Regen holen;
Sie sucht damit hinwegzuspülen
Die Langeweil aus Brust und Haupt
Und was die leere Zeit nur raubt,
Gut oder schlecht, es gnüget Vielen.

So, in der deutschen Zunge Gauen,
So ungefähr steht's überall,
Ununterbrochener Regenfall,
Doch Sonne läßt sich selten schauen
Und selten glänzt die Irisbrücke.

Drum sorget nicht — das ist mein Rath —
Um Regen sorgt nicht auf die Saat,
Zur Sonne fleht um Strahlenblicke!

Ihr nennt das Blatt den Regenbogen;
Bedenkt, wie viel das Wort verspricht!
Der Wahrheit siebenfaches Licht
Dem Wolkenschleier angeflogen,
Bunt zwar, doch nur damit's nicht blende;
Ein Theil vom Ring der Ewigkeit,
Der ganz nicht sichtbar in der Zeit.
Ein Zeichen des Triumphs am Ende
Der nimmer der Natur kann fehlen,
Wenn Himmelsthau und Himmelsstrahl
Sich in des Frühlings Blüthenthal
Zur Zeitigung der Frucht vermählen.

Das Alles trachtet zu vereinen,
Bewährt den Namen durch die That.
Das ist des fernen Sängers Rath,
Doch freilich nur — im Allgemeinen.

Schlußepilog
zur Hekate, ein lit. Wochenblatt,
glossirt von Kotzebue's Schatten.

Der Schatten empfiehlt sich.

Hochzuverehrende Hekatisten!
Den Stall des Augias auch mit zu misten,
Bin auf Ein Jahr ich zur Erde gekommen
Und habe bei Ihnen die Besen genommen.
Es waren darunter gar tüchtige Besen,
Doch wollt' ich, sie wären es alle gewesen.

Jetzt komm' ich — Sie werden darum sich nicht grämen —
Jetzt komm' ich um Abschied von Ihnen zu nehmen,
Und für das neugierige Publicum
Laß ich hier drucken mein ganzes Warum,
Es heißt: Meine jährige Strafzeit ist um.

Man hatte mir hier den Proceß gemacht,
Weil ich auf Erden ein Zeitblatt geschrieben,
Worin ich, auf zeitlichen Vortheil bedacht,
Verbunden mich hätte mit Reichthum und Macht,

Die Philosophie in die Enge getrieben
Und Sand auf dem Spiegel der Wahrheit gerieben,
So, daß ich auf lange Zeit blind ihn gemacht.

Man stellte mich vor ein Geschwornen-Gericht,
Doch leider saßen darinnen nicht
Gevatter Schneider und Handschuhmacher;
Es waren Gelehrte, tiefdenkend und alt,
Philosophi, allzumal Widersacher
Der absoluten Obergewalt
In literarscher und andrer Gestalt.
Auch Feinde von allem Gesinnungsschacher:
Und ob ich so brav wohl als Fonk mich vertheidigt,
Sie meinten, ich hätte die Wahrheit beleidigt,
Sie sprachen das „Schuldig" aus, kurz und rund
Und Rhadamanth machte dies Urthel kund:

„Verklagter Augustus von Kotzebue
„Soll noch nicht schmecken Elysiums Ruh',
„Soll wieder auf Erden
„Etatsrath werden
„Und schreiben bis das Publicum
„Geworden ist genau so dumm

„Als es die Leute gerne möchten
„Für die er einst thät federfechten.“

Mir war dabei nicht wohl zu Muth,
Ich war nie ganz so absolut,
Als ich auf eurer Lumpenwelt
Etatsklug mich hab' angestellt;
Ich trau's mir nicht mehr zu, durch Schreiben
Den Schwarm Ideen zu vertreiben
Der summt, wo's einen Kopf nur giebt:
Denn wenn man schreibt, sei's für, sei's gegen,
Im Denken nur wird's Volk geübt,
Und das just, will man, soll sich legen!
Sollt' ich nun wiederum dortnieden —
Ach, und vielleicht ein Säculum
Arbeiten an dem Publicum,
Wie an dem Faß die Danaiden?
Sollt' ich von Neuem für die Lehren
Die wenigen nur lieb zu hören,
Mit Professoren und Studenten
Und hagelsgroben Recensenten
Zerfallen und herum mich beißen?
Mich in Injurienprozessen
Mit euren Advocaten messen?
Mich fürchten vor geschliffnem Eisen

Und endlich wenn der Vorhang fiel,
Mit allen meinen Geistesgaben
Ein ausgetrommelt Possenspiel
Geschrieben und gespielet haben?
Nein, diese Strafe war zu peinlich,
Und das Verdikt falsch, augenscheinlich!

In dieser Fonk-Noth warf ich mich
Der Kön'gin Nemesis zu Füßen
Und bat um Gnade flehentlich.
Madam mich aufstehn hießen
Und sprachen: „August Kotzebue,
„An mir vergangen zwar hast Du
„In Jena dich bei Luden
„Und hättest also wohl verdient
„Das Loos des ew'gen Juden.
„Doch weil die Reue Fehler sühnt,
„Sogar im Punkt der Weibertreue,
„Wie du in Menschenhaß und Reue
„Mit nassen Farben selbst geschildert,
„So sei dein Urtheil so gemildert:
„Verklagter — dabei bleibt es zwar —
„Soll wieder für die Erde schreiben
„Und dort die Journalistik treiben,
„Doch setz' ich fest ein rundes Jahr,
„Anstatt der unbestimmten Frist

„Die ausgedrückt im Urtheil ist;
„Auch bleibt ihm billig nachgelassen
„Daß Andere sein Blatt verfassen
„Und daß er, wenn es ihm behagt,
„In calce seine Meinung sagt;
„Doch wenn sie nicht behagt den Leuten,
„Die auf der Erde viel bedeuten,
„So soll er thun als thät's ihm leid,
„Soll einen tiefen Bückling machen
„Und quasi wohlverrichter Sachen
„Heimkehren in die Ewigkeit,
„Tour und retour geb' ihm die Hekate 's Geleit."

Ich wünsche jedem, der die Welt
Für eine Pomeranze hält,
Die nur für ihn am Baume gesessen,
Aus der nur er den Saft will pressen;
Und Jedem, der auf seinem Stuhle
Mit einer Gänsefederspule
Einhemmen will das Rad der Zeit
(Läuft ohnedies rundum, nicht weit) —
Ich wünsch' ihm mit Aufrichtigkeit
Daß er einst gleiche Gnade finde
Bei der gestrengen Nemesis!

Am Sankt Sylvester schreib' ich dies,
Mach' einen Bückling und verschwinde.
Kotzebue.

Postscriptum.

Sollt's etwan auf der deutschen Erden
Einst literarisch besser werden
Mit Druck, Censur und Correctur;
Sich der Parteien Eifer legen,
Ein beßrer Geist die Federn regen,
Sich mindern die Maculatur;
Zusammenschmelzen das Heer der Kalender —
(Wachspuppen, gekleidet in theure Gewänder) —
Der Narratoren und Narratricen;
Die gleichsam ihre Werke niesen
(„Gott helf!" spricht billig die Kritik);
Und schweigen endlich die Dudelmusik
Der Morgenblatts- und Abendzeitungs-
Lieder:
Dann könnt' es 'mal kommen, der Schatten
käm' wieder.

III. Kritiken.

1. Ueber Göthe.

Göthe selbst in eigner Person, hat von seinen sämmtlichen Werken eine vollständige Ausgabe letzter Hand, in 40 Bänden angekündiget. Die Ankündigung ist in einigen Stellen so merkwürdig als der Mann selbst. Von dem 4. Bande, welcher unter andern auch „Festgedichte, Denk- und Sende-Blätter" enthalten soll, sagt er: „Die Denkblätter sind aus unzähligen ausgesondert, an einzelne Personen gerichtet, charakteristisch und mannigfaltig. Da man den hohen Werth der Gelegenheitsgedichte nach und nach einsehen lernt und jeder Talentreiche sich's zur Freude macht, geliebten und geehrten Personen zur festlichen Stunde irgend etwas Freundlich-Poetisches zu erweisen, so kann es diesen kleinen Einzelheiten auch nicht an Interesse fehlen." — Göthe ist viel zu bescheiden! Das Interesse wird immer nur auf

seinem Namen beruhen. Im 17. und 18. Bande haben wir das Merkwürdigste zu erwarten: Neue Wanderjahre Wilhelm Meisters. „Die wunderlichen Schicksale — sagt G. — welche dies Büchlein bei seinem ersten Auftreten erfahren mußte, gaben dem Verfasser guten Humor und Lust genug, dieser Production neue doppelte Aufmerksamkeit zu schenken. Es unterhielt ihn, das Werklein von Grund aus aufzulösen und wieder neu aufzubauen, so daß man nun in einem ganz Anderen Dasselbe wieder finden wird." Wer ist nicht auf dieses Kunststück begierig? Die Bände 27—33 werden „Annalen meines Lebens" enthalten, die mit dem Buche: Aus meinem Leben, nicht zu verwechseln sind. Von diesen Annalen sagt Göthe: „Bis 1792 ist die Darstellung flüchtig behandelt, alsdann aber abwechselnd ausführlicher, auch gewinnt sie einen ganz verschiedenen Charakter bald als Tagebuch, bald als Chronik. Sie nimmt alsdann die Gestalt von Memoiren und durch wiederholtes Eingreifen in das Oeffentliche die Bedeutung der Annalen an, sie wird geschichtlich, sogar weltgeschichtlich, da der Verfasser wohl sagen darf, daß, wie er draußen die Universalhistorie aufgesucht, sie ihn dagegen

wieder in Haus und Garten heimgesucht habe." Allerliebst gesagt; aber wen hat, seit 1792 zumal, diese zudringliche Person (die Weltgeschichte meinen wir) nicht in seinen vier Pfählen heimgesucht, und ein wenig incommodirt? Indessen hat, wie das Gerücht sagt, der welthistorische Donner der Schlacht von Jena zu Göthe's Vermählung die Pauken geschlagen, und das ist denn doch wohl nur Wenigen begegnet.

Wir sind nicht Anbeter von Göthe und sein Faust ist nicht unser Götze. Wir haben wohl auch zu Zeiten ein Aergerniß genommen an der Andacht der Göthlichen, welche ihren Abgott (den sie nicht verstehen) in mystischen Phrasen preisen, als ob sie die Erzengel im Prolog des Faust parodiren wollten. Es hat uns herzlich lachen gemacht, daß der französische Herr Vetter (Herr Cousin, der Uebersetzer Göthe's) behauptete, Göthe wäre stets erhaben über seine eignen Schriften, wie über die der Andern gewesen, und wir haben uns sogar das Berliner Zeitungsblatt aufgehoben, worin ein anderer Herr Vetter, unter wörtlicher Anführung jener Stelle, dem berühmten

Veteran zu seinem Geburtstage gratulirte. (Spenersche Zeitg., Nr. 104, 1822). Wenn aber ein Kunstfreund, „den bis in sein hohes Alter keine Lectüre so sehr interessirt und amüsirt hat, als Romane;" wenn ein Flugschriftner, der im Fache der redenden Künste und ihrer Philosophie noch gar nichts von Bedeutung und Wirkung geleistet hat — mit einem Worte, wenn Herr Franz v. Spaun es unternimmt, das Publicum zu überzeugen, „daß Göthe nicht deutsch kann," (Bd. 2. fr. Schrift, S. 172) „daß er ein schlechter Versifex" (S. 179) „und daß sein Faust werth ist, in die Cloacam parnassi präcipitirt zu werden" (S. 226), so können wir darüber nicht lachen, weil wir nur die traurige Wahl haben, entweder den Herrn von Spaun oder einen großen Theil der deutschen Nation und der ausländischen Kenner ihrer Literatur für verrückt zu halten. Es ist möglich, daß im Faust Verstöße gegen die Grammatik vorkommen; Einen könnten wir wohl selbst nachweisen:

Wenn ich sechs Hengste zahlen kann
Sind ihre Kräfte nicht die meine,

Es muß allerdings die meinen (i. e. die meinigen) heißen, und die darauf reimenden Beine können diese Licenz um so weniger ent-

schuldigen, da der zweite Vers so geändert werden konnte:

Ist dann nicht ihre Kraft die meine?

Aber was entschuldigt denn wohl den Herrn von Sp. wenn er S. 164 in ungebundener Rede schreibt: „es scheint diesen Herren gelungen zu haben“ (zu seyn)? Oder S. 156, Bd. 1: „sie bissen nicht in das (den) Köder?“ Oder S. 182: „da finden sie hundert Engel'n von Mädchen?“ Oder S. 170: „Da bekam ich einen schrecklichen Ramser?“ (Verweis.) Oder S. 218: „ohne vielem Geschmacke?“ (ohne vielen Geschmack.) Der nämliche Herr von Sp., welcher a. a. O. Göthen abspricht, daß er deutsch könne, weil er im Ablativ sagt: am ersten Tag, statt: „am ersten Tage,“ weiß nicht, daß ohne den vierten Fall regiert? Er muß für das e im Dativ und Ablativ eine ganz besondere Vorliebe haben; denn S. 352, Bd. 2 schreibt er sogar: „Bei allen deme.“ Und noch mehr! Bd. 1, S. 16 steckt der Prinz seinen (sein) Werkzeug in die Tasche und S. 28, auch an vielen andern Orten, ist er ein verwunschener (verwünschter) Prinz.

Man hat Beispiele, daß Autoren, entweder um sich mit dem Publicum einen Spaß zu machen oder um ihre feindseligen Recensenten zu persifliren, oder auch aus anderen (bisweilen aus politischen) Absichten, ihre eignen Werke auf das Jämmerlichste herunter gemacht, davor gewarnt, und als reuige Sünder sich den Steinwürfen des Publicums freiwillig dargestellt haben. Das Erstere soll, nach einer literarischen Sage, Schiller einmal in seiner Jugend gethan, er soll (anonymer Weise, wenn wir nicht irren) in einer Selbstkritik seiner Räuber oder eines anderen Jugendproductes kritisch bewiesen haben, daß der Verfasser unfehlbar ein Barbiergeselle seyn müsse. Das Letztere that auch Zacharias Werner (z. B. in seiner Weihe der Unkraft) nachdem er katholisch geworden war. Allein das Selbstbekenntniß eines Autors, daß er einen literarischen Ruf durch journalistische Schelmstücke habe erschleichen wollen, ist ein ganz anderes Ding. Allenfalls ließe sich dergleichen in dem Falle hören, wenn das naive Beichtkind ein Autor wäre, der durch ausgezeichnete Werke einen wirklichen, gegründeten, verdienten Ruhm erworben hätte. Der könnte dann wohl, ohne zu mißfallen, den erschliche-

nen Lorbeer öffentlich wegwerfen, oder erzählen, daß alle eingeschlagenen Schleif- und Beiwege nach dem Ruhmtempel ihn nicht zum Ziele geführt hätten. Setzen wir z. B. einmal den Fall, der gleichsam von Europa mit dem Lorbeer gekrönte Dichtergreis Göthe träte plötzlich auf und spräche zu der erstaunenden Welt wie folgt: „Mit meinen Schriften wollte es einmal im lieben Publicum nicht recht fort, als ich noch Göschen zum Verleger hatte. Der Rausch der sogenannten Empfindsamkeit, in welchen mein Werther die lesende Welt versetzt hatte, war größtentheils ausgeschlafen. Mein Götz hatte pedantische Gegner und diese hatten Anhänger gefunden. An der Genialität meiner wissenschaftlichen Bestrebungen fanden die trockenen Männer vom Fache keinen Geschmack. Göschen trug sogar Bedenken zu verlegen, was ich von dergleichen ernsten Schriften im Kopfe oder auf dem Papiere hatte.“ (Diese Thatsache berührt Göthe in seiner Selbstbiographie.) „Der Mann war mir zu flau, zu gleichgültig für meinen Ruhm, er wollte oder er konnte nichts Rechtes dafür thun, da ihm kein eignes Tagesblatt, keine in- und ausländischen Volkszeitungen, keine gefälligen Blätterschreiber zu Gebot standen, um

ihn gehörig zu verbreiten. Was war zu thun? Ich warf mich dem rüstigen, aufstrebenden, gewandten, unternehmenden, weitbekannten und weithinausspeculirenden Cotta in die Arme, und in Zeit von circa 15 bis 20 Jahren war ohne mein sonderliches Zuthun, die Luft, die aura popularis um mich her auf das Allergünstigste verändert. Ich mochte schreiben, was ich wollte, so war er da, es zu verlegen. Ich durfte mir nur merken lassen, wie ich es gern angekündiget, becorrespondenzt, beurtheilt lesen wollte, so geschah es. In allen seinen Zeitschriften stand ich oben an; deren Nummern prangten meistentheils mit Motto's aus meinen Werken, Privatbriefe voll Lob, Bewunderung, Vergötterung meiner Werke und all meines Thuns und Wesens, nahm er auf und honorirte sie auf das Anständigste. Ja er ging sogar so weit, den etwaigen Tadel und die Zweifel gegen meine Alleinzigkeit zu unterdrücken, wo er nur konnte, und als es ihm selbst bei gehäuften merkantilischen Geschäften nicht mehr möglich war, in Person über den Inhalt seiner Zeitschriften zu wachen, nahm er sogar einmal einen jungen bedürftigen stillen Unter-Redacteur unter der ausdrücklichen Verpflichtung an, nichts gegen

Göthe aufzunehmen, oder gar selbst zu schreiben. So wurde das In- und Ausland meines Namens, den ich vor länger als 50 Jahren rühmlich bekannt gemacht hatte, nach und nach voller und immer voller; mein Rang in der bürgerlichen Welt, mein Einfluß auf manche Literaturzeitungs-Unternehmer, die Vielseitigkeit und Biegsamkeit meines Geschmackes und meines Talentes, meine Zurückhaltung von den Meinungskämpfen, meine Duldsamkeit und Gefälligkeit gegen talentlose Autoren, die mir die Füße küßten — alle diese Dinge thaten das ihrige und so stehe ich nun da, an der Neige eines glücklich durchlebten Jahrhunderts, mit dem einzigen bescheidenen Zweifel in der ruhigen Brust, ob ich den weit verbreiteten Ruhm mehr meinen Werken oder meinem Verleger, mehr meinem Genius oder meiner Lebensklugheit zu verdanken habe." Gesetzt — sagen wir — Göthe legte solch ein Bekenntniß ab, und gesetzt (man verstehe wohl! wir setzen hier etwas, ohne die Möglichkeit davon zuzugeben) — gesetzt, es wäre Alles daran buchstäblich wahr; würde es Göthen etwas schaden in der öffentlichen Meinung? Würde es nicht vielmehr seinen Ruhm erhöhen?

Ein Theil des Publicums würde vielleicht gar nicht daran glauben. Der übrige würde denken und resp. sprechen: „Verbanne jenen allzubescheidenen Zweifel aus deiner Brust. Hast du es zu machen gewußt, daß wir gleichsam mit der Nase auf deine Vortrefflichkeit gestoßen worden sind; so sind wir dir Dank dafür schuldig, daß du es also gemacht hast. Denn du hast den Werther, den Egmont, den Faust, den Hermann und die Dorothea, du hast viel herrliche Gedichte aller Art geschrieben, welche dich unsterblich gemacht haben werden bei der Nachwelt. Alles, was du gethan haben kannst, dich zum Götzen deiner Mitwelt zu machen oder machen zu lassen, läuft auf den gelungenen Versuch hinaus, die Huldigungen, welche jene dir unmöglich versagen kann, von dieser im Voraus zu entnehmen, um sie bei Lebzeiten zu genießen. Dabei ist für uns, deine Mitwelt, nur Gewinn (an Vergnügen) und haben wir vielleicht ein wenig zu viel für die Nachwelt bezahlt, so mag sie es aus den literargeschichtlichen Schatzkammern, wo du es zurücklassen wirst, wieder nehmen. Der Rest wird hinreichen alle Ausgaben deiner Unsterblichkeit an die gefräßige Zeit

zu bestreiten, und den gerechten Stolz deiner Nachkommen auf ihren Ahnherrn zu ernähren."

Die moderne Göthliche Aesthetik hat in Göthe's Faust das Muster einer vollendeten Tragödie gefunden. Aristoteles würde das nicht gefunden haben, aber das thut nichts; er hat noch nichts von der humoristischen, d. h. von der, sich selbst, die Kunst, die Groß- und Kleinwelt (Makrokosmus und Mikrokosmus) und die menschlichen Vorstellungen von den übersinnlichen Dingen, geistreich parodirenden, Tragödie gewußt, und gerade in dieser Gattung ist Göthe's Faust eine vollendete Tragödie. Ist nun aber eine Tragödie vollendet, was kann ihr zweiter Theil seyn? Nichts als eine Komödie, denn hat sie in ihrem ersten Theile, kraft ihrer Vollendung, den tiefsten tragischen Eindruck hervorgebracht, so bleibt dem zweiten Theile kaum ein anderes Ziel als das, jenen Eindruck wieder aufzuheben und die Empfindungen in ihren Gegensatz hinüber zu spielen. Ob Hr. Dr. Carl Schöne in seiner sogenannten Fortsetzung des Götheschen Faust nach diesem Ziele geschossen, wissen wir nicht, aber

er hat es getroffen, wir haben einigemal recht von Herzen gelacht. Gleich die Dedication machte auf uns diese Wirkung. Sie besteht (wie nunmehro die Tragödie Faust) auch aus zwei Theilen. Der erste ist eine gestanzte Epistel an Göthe, worin der Verf. die Meinung ausspricht, daß dem Götheschen Faust das Ende noch fehle:

— — Du schwiegst, Du willst den Faust nicht enden,
So wagt ich's, zitternd, denn ihn zu vollenden.

Diese Epistel nebst dem Mspt. hat der zitternde Poet an Göthe gesandt, und über den Erfolg giebt er nun im zweiten Theile der Zueignung folgenden Bericht:

Du würdigtest, des Schülers Werk zu lesen,
Dein Beifall, Meister! wurde mir zu Theil;
„Veranlassung ist Dir mein Faust gewesen.
„Zu schätzen mein Bemühn" — welch süßes Heil!
Dein Wort macht mich von banger Furcht genesen,
Um keinen Preis ist mir Dein Lehrbrief feil.
So mag mein Lied nun weit umher erklingen,
Der Deutschen Gunst wie Deine zu erringen.

Wenn der Verf. von der deutschen Gunst nichts weiter verlangt, als daß sein Faust auch ihr Veranlassung werde, sein Bemühen zu schätzen, so kann ihm dieses Heil schwerlich feh-

len, da man moralischer Weise, das Bemühen eines Menschen nicht nach dem Gelingen schätzt, sondern nach der Absicht. Aber daß er diese Erklärung des Hofmannes Göthe für Beifall nimmt, das ist eine sehr komische Naivetät, welche der Komödie zweckmäßig zum Introitus dient. Desto aufrichtiger scheint dagegen der Beifall, welchen Herr S. dem Götheschen Meisterwerke zollt, denn er läßt den Faust sowohl als den Mephistopheles ihre Rollen da capo, nur in viel größerer didaktischer Ausführlichkeit und mit poetischen Variationen spielen. Faust und Mephistopheles kommen recta aus Gretchens Kerker auf der Bühne an. Faust will sich von dem Teufel trennen; aber der Pact! — es geht nicht. Mephistopheles zieht ihn von neuem in den Strudel der Wollust hinein. Er bedient sich hierzu eines Mittels, welches eben so sicher als überraschend ist: er macht ihm durch ein beständiges Wiederkäuen seiner Laster-Sophismen tödtliche Langeweile. Zweimal klagt Faust darüber, einmal S. 23:

Doch mich — mich laß für jetzt allein
Und suche mich nicht noch zu ennyiren (sic, durch
Druckfehler) —

und sodann S. 95:

> Willst Du mich hier noch ennuyiren,
> So eil' ich schnell allein von hinnen.

Diese beide Stellen, obwohl höchst einfach, sind von bewundernswürdiger dramatischen Wirkung, indem sie genau die Empfindung aussprechen, an welcher eben der Leser zugleich mit dem Helden leidet; sie wirken mit dem vollen Gewichte der Wahrheit.

Ein schweres Räthsel hat Göthe neuerlich den Kunstfreunden und Kunstrichtern aufgegeben; wir meinen seine Helena, classisch-romantische Phantasmagorie, Zwischenspiel zum Faust, im vierten Bande der neuen Ausgabe seiner Werke, S. 230 bis 307. Denken wir uns nun das neue Zwischenspiel, das vorliegende Helenenspiel, in einen zweiten Theil des Faust eingeschaltet; so kann es zwar der Vorwurf des ermangelnden Zusammenhanges mit dem Faust nicht treffen, denn dieser ist wesentlich mithandelnde Person desselben; wohl aber ein anderer, denn es giebt sich nicht, wie die Blocksbergsscene, für

Wirklichkeit, sondern für eine phantasmagorische Spiegelfechterei, die Mephistopheles dem Faust vorgaukelt, indem er selbst in eine alte, häßliche, schmählende Dienerin des Hauses Menelas verkleidet, eine Rolle darin spielt. Zwar täuscht er damit auch den Leser bis an den Schluß: er spiegelt ihm eine Helena vor, die im ersten Acte einer antiken Tragödie auftritt, dann in eine gothisch erbaute und ausgeschmückte Burg entrückt wird, wo Faust als Ritter haust und ihre Liebe gewinnt. Von da versetzt er die Liebenden in ein Arkadien, wo Helena dem Faust einen Sohn gebiert, welcher als ein zweiter Ikarus untergeht. Endlich läßt er Helenen in Faust's Armen verschwinden, so, daß er nur ihre Kleider behält, welche sich in Wolken verwandeln und den Faust selbst durch die Lüfte hinwegführen. Erst nachdem unter den Wechselreden des zurückgebliebenen Chors von Trojanerinnen der Vorhang gefallen ist, richtet sich die Phorkyas im Proscenium auf, tritt von den Kothurnen herunter, und zeigt sich als Mephistopheles, um, in sofern es nöthig wäre, im Epilog das Stück zu commentiren. Dadurch wird alle Illusion, welche die Phantasmagorie dem Leser gemacht haben könnte, so entschieden wie-

derum zerstört, daß er nicht einmal mehr unterscheiden kann, ob bloß Helena dem Faust oder auch der Faust selbst ihm (dem Leser) vorgegaukelt worden ist. So viel wir wissen, hat von den zahlreichen Enthusiasten, welche über Göthe schreiben, noch keiner den „Commentar des Stückes" geliefert, welchen der Mephistopheles der Welt schuldig verblieben ist. Inzwischen hat in dem französischen Journal le Globe ein Kunstrichter voll französischer Höflichkeit den Schlüssel des Räthsels in der Voraussetzung zu finden geglaubt, daß der Dichter in diesem phantastischen Rahmen symbolisch und aus dichterischem Gesichtspunkte das Alterthum, das Mittelalter und die gegenwärtige Zeit habe darstellen wollen. Er findet sogar in dem Euphorion, dem Sohne des Faust und der Helena, eine Allegorie auf — Lord Byron. Daß Göthe daran gedacht, nun das ist eben so möglich, als es gewiß ist, daß er in dem obgedachten Intermezzo des ersten Theils vom Faust das künstlerische und literarische Treiben der damaligen Zeit mit poetischen Irrlichtern und Sternschnuppen beleuchten wollte. Aber zu welchem Zwecke kann er das Eine und das Andere gewollt haben? Zu welchem Zwecke der mit der, von ihm selbst aus-

gesprochenen tragischen Tendenz des ganzen Faustspieles in irgend einer ästhetischen Verbindung stehen könnte. Das ist die Räthselfrage für die Kritik der tragischen Kunst und wir fürchten sehr, daß die Kritik vergebens um eine befriedigende Lösung derselben sich bemühen wird. Das hätte inzwischen nichts zu sagen, wenn nur dem Leser der Genuß der einzelnen Schönheiten durch die Dunkelheiten der Allegorie und durch eine überkünstlich gesuchte Hieroglyphenhaftigkeit der symbolischen Andeutungen nicht allzusehr verkümmert würde. Und an einzelnen Reizen ist dieses Fragment wohl so reich als irgend ein abgeschlossenes Werk aus den Tagen von Göthe's Kraft; wie es denn auch wohl noch in den Tagen der Kraft gedichtet seyn mag. Es hat freilich auch Fehler genug, Fehler einer grammatikalischen und stylistischen Nonchalance, die man bisweilen die Göthe'sche Bequemlichkeit nennen möchte. Ueberhaupt wird diese Dichtung, so langweilig steif sie auch von vorn herein (den Styl der antiken Tragödie fast mehr parodirend als nachahmend) auf dem Kothurn sich bewegt, um so anziehender, je mehr sie in den Styl einer idealischen Oper übergeht, und ihr Ausdruck zum Gesange wird. Die Scenen, in welchen Euphorion waltet, sind

die schönsten, und dieses Geschöpf der Phantasie ist so voll Wahrheit und Leben, daß es Schade wäre, wenn man nichts darin erblicken wollte, als eine Anspielung auf Lord Byrons kräftiges, aber verworrenes Dichternaturell. Lassen wir also diesen commentarischen Einfall dem französischen Globe und ergötzen wir uns an der lebenden Gestaltung ohne Commentar.

Göthe's Faust, ein Buchdrucker. In dem Fortgange des französischen Sammelwerkes vom Buchhändler Ladvocat, welches unter dem Haupttitel: Chefs - d'oeuvre des théâtres étrangers, Uebersetzungen ausländischer (d. h. nicht französischer) Dramen enthält, ist nun auch, „Göthe's Theater," (keinesweges vollständig, versteht sich) französisch an das Licht getreten. Der Graf von Saint-Aulaire, der Uebersetzer von Müllner's Schuld, hat den Faust übersetzt, und zwar eben wie die Schuld in Prosa. Diese natürlich höchst mangelhafte Erscheinung hat in dem französischen Journal des Herrn Barons von Eckstein, le Catholique, einen langen kritischen Aufsatz über Göthe's dramatische Werke überhaupt und über den Faust insbeson-

dere veranlaßt, worinnen man auf mancherlei Ansichten des Herrn Pustkuchen stößt, die mit vielen servilen Bewunderungsphrasen deutscher Götho-Coraxe vermischt sind. Wie wenig aber der französische Kritiker den Faust verstanden hat, ist unter andern aus dem Umstande zu ersehen, daß er behauptet, nach der Tradition, die Göthe vorgefunden, sei Faust einer der Erfinder der Buchdruckerkunst, und es sei ein höchst glücklicher Gedanke von Göthe gewesen, einen im Bodenlosen versunkenen Menschen darzustellen, welcher, der Kenntnisse und der Vergnügungen satt, die Druckerkunst erfunden habe, um die Wissenschaft zu profaniren, und die Geister vermessen und bösartig zu machen. Die „Demi-lumières" (Halbgebildeten, Halblichter) seyen die unmittelbaren Abkömmlinge der Buchdruckerkunst und Göthe als höherer Mensch habe besser als andere gewußt, dieser gebrechlichen und betrüglichen Weisheit unserer Zeit ihren Platz anzuweisen. Es ist in Deutschland über Göthe's Faust viel tolles Zeug geschrieben worden, und man hätte glauben sollen, daß namentlich der Herr Dr. Hinrichs in seinem „Gedanken-Kunstwerke" darüber den Born des Unsinnes völlig ausgeschöpft hätte. Aber die französische

Unwissenheit in ausländischen Dingen, und der apostolische Preßhaß haben hier denn doch einen ganz neuen Unsinn zu Tage gefördert. Der Rec. im Catholique hat den angeblichen Magiker und Doctor Faust für eine und dieselbe historische Person mit dem englischen Goldarbeiter Faust (oder Fust) genommen, der mit Guttenberg und Schöffer die erste Buchdruckerei in Mainz errichtete. Er hätte nur die Nase in das Leipziger Conversationslexikon stecken dürfen, um zu erfahren, daß das zwei ganz verschiedene Personen waren. Zwar hätt' es dem Dichter wohl frei gestanden, beide sagenhafte Männer zusammen zu schmelzen, und Klinger hat das in seinem Romane Faust wirklich gethan; aber Göthe hat daran nicht gedacht, und in seinem Drama steht keine Sylbe, welche die Buchdruckerkunst als eine Erfindung des Teufels oder seines Bundesgenossen Faust darzustellen versuchte. Es ist darin von der Presse gar nicht die Rede. Der Catholique enthält übrigens des tollen Zeuges über Göthe, der absurden Adoration sowohl, als des ungegründeten, meist bigotten Tadels, noch einen ansehnlichen Vorrath, es ist aber nichts daran verloren, wenn er in Deutschland unbekannt bleibt.

Für die Verbreitung ist jedoch schon gesorgt. Cotta hat die ganze Abhandlung bereits für sein Morgen-Literaturblatt übersetzen lassen, und damit die Nummern 98, 99 u. 100 v. J. 1826 angefüllt, gleichwie vormals mit der Ruckstuhliade; obschon diese französische Kritik, die herkömmlichen Phrasen abgerechnet, weit mehr ungerechten Tadel, als gerechte Würdigung enthält.

Im J. 1792 machte der berühmte Dichter des Freiheitshelden Egmont, im Kanzleigefolge des Herzogs von Weimar, welcher damals ein preußisches Regiment commandirte, den unglücklichen Feldzug der Verbündeten in der Champagne mit, und war bei der Belagerung von Mainz gegenwärtig, Was er hier gehört und gesehen, gethan (oder wenigstens gemacht) und gelitten, das macht den Hauptinhalt des Buches aus, welches er als die zweite Abtheilung des 5. Theils seiner Selbstbiographie herausgegeben hat, „welches höchst interessant seyn müßte, wenn nicht dem Verfasser bei aller Beobachtungsgabe und bei allem Darstellungstalente eine Eigenschaft abginge, welche die Kritik keinem Schriftsteller weniger erlassen kann, als dem Selbstbiograph."

Sie heißt Offenheit. Auf ihr beruht das Wesen einer guten Selbstbiographie, selbst den Fall nicht ausgenommen, wo der Verfasser durch den Beititel: „Wahrheit und Dichtung," sich eine Hinterthür offen gelassen hätte, um der Untersuchung seiner Wahrhaftigkeit zu entfliehen. Denn auch die Unwahrhaftigkeit, die poetische zumal, kann offen seyn, sie kann und soll freimüthig und sonder Rückhalt auch am erdichteten Stoffe die Meinungen, die Gesinnungen, die Reflexionen, die Gefühle des Autobiographen entfalten, und was auch immer unwahr seyn mag an den Begebenheiten, er selbst muß sich wahr geben und klar. Ob Göthe das in den frühern Theilen seiner fragmentarischen Biographie, die er Bruchstücke einer großen Confession nannte, und ob er es überhaupt in irgend einem seiner belletristischen Werke gethan hat, das wollen wir dahin gestellt seyn — wollen es deshalb bei dem Ausdrucke des Zweifels bewenden lassen, welcher aus dem ewigen Zweifel der Lesewelt, ob Göthe's Tadler ihn auch verstanden haben, und aus der Betrachtung hervorgeht, daß derjenige, welcher sich wahr giebt und klar, nur vom Unverstande nicht verstanden zu werden Gefahr läuft. Daß er

aber hier in diesem Theile sich weder wahr noch klar gegeben, davon liefert jeder Bogen Beweise, und es läßt sich dieses Urtheil sogar auf eine eigne Confession des Verfassers in diesem Theile bauen, die gerade um so bündiger beweist, je weniger sie selbst offen uud unumwunden ist. S. 238 erzählt er nämlich ein „wahrhaft rührendes" (sic!) Ereigniß, welches im October 1792 ihm an der Wirthstafel zu Trier begegnete. Ein alter Husarenofficier beklagte ihn, daß auch er als Nichtsoldat alle die Beschwerden einer solchen Campagne habe mit ertragen müssen. Ein Civilist erwiederte: man sei ihm Dank dafür schuldig, daß er dies alles habe mit ansehen wollen, indem man sich gar wohl von seiner geschickten Feder Darstellung und Aufklärung erwarten (versprechen) könne. „Der alte Degen aber rief: glaubt es nicht, der ist viel zu klug! was er schreiben dürfte, mag er nicht schreiben und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben!" Der Husar kannte seinen Mann und kritisirte treffend dieses Buch, netto 30 Jahre früher als es bei Cotta das Licht der Welt erblickte.

Göthe und Pustkuchen heißt eine bei-

nahe 500 Seiten starke Schrift, welche der Professor Schütz in Halle bei Anton daselbst 1823 herausgegeben und welche schon im letzten Viertheile des Jahres 1822 in der ästhetischen Welt großen Rumor gemacht hat, obschon sie nur ein erster Theil ist. Die Leser kennen das wunderbarliche Ereigniß, daß statt Eines wandernden Wilhelm Meister deren zwei erschienen sind! einer von Göthe, der andere von Herrn Pustkuchen, Pfarrer zu Lieme und Dichter einer Perlenschnur, die wir leider noch nicht gesehen haben. Von dem erstgedachten Wandersmanne ist nicht wohl zu sagen, wo er eigentlich hin will, und es ist eine bloße Conjectur, wenn Schütz behauptet, er sei nur ausgewandert um in seines Verlegers Tasche zu kommen, und daselbst Reisegeld zu holen. Wohin aber, außer in die Tasche des seinigen — der Wanderer von Lieme will, das ist so ziemlich klar: er will zu Wilhelm Meister's berühmtem Vater, um denselben zusammt seiner ganzen Poesie obtorto collo vor das forum der moralphilosophischen Kunstphilosophie zu schleppen. Der Professor Schütz, welcher in Halle noch vor Kurzem über Göthe kunstphilosophische Collegia gelesen, will das hindern, und dazu wählt er einen gar ver-

wunderlichen, aber — so weit sich bis jetzt urtheilen läßt — nicht unebenen Weg. Er tritt selbst als strenger Kunstrichter der Wanderjahre und zum Theil auch der Lehrjahre — er tritt zugleich als Sittenrichter des (allerdings sehr problematischen) Benehmens auf, welches Göthe in diesem schwierigen Falle beobachtet hat. Göthe hat nämlich nicht, wie er sonst wohl bei solchen Angriffen zu thun pflegte, geschwiegen, sondern auf eine affectirt erscheinende Weise die allbekannte Thatsache der Anfechtung ignorirt, und die enthusiastischen Lobredner seiner Wanderjahre auf eine so schmeichlerischstolze Weise wegen ihrer geneigten Theilnahme gelobt, daß es das Ansehn gewinnen will, als ob er das Verfahren derjenigen Schauspieler habe nachahmen wollen, welche, wenn sie heute von einem Theile der Zuschauer ausgepocht worden sind, am nächsten Morgen dem Publicum für den zeitherigen schmeichelhaften Beifall in den Zeitungen danken. In diesem doppelten Richteramte verfährt nun Schütz, zwar mit sehr viel Geist, Menschenkenntniß und Sachkunde, aber auch mit so wenig Schonung, mit so wenig Rücksicht auf die verzeihlichen Schwachheiten eines ruhmgekrönten Greisenalters (um nicht mit Göthe zu

sagen: Greisenheit), daß wir glauben möchten, er habe die Gränzen derjenigen Rednerkunst überschritten, von welcher Mark Anton in Shakspeare's Cäsar ein Muster aufgestellt hat, wir meinen den Kunstgriff der Vertheidiger, welche die Anklage zu unterstützen scheinen, um sich der Leidenschaft des präoccupirten Volks zu bemächtigen und zum Vortheile des Angeklagten zu lenken. Die Hauptbestandtheile der Schrift sind eine gründliche Exposition vom Inhalte der Wanderjahre, mit einer eben so gründlichen, rein vom ästhetischen Gesichtspunkte ausgehenden Kritik dieser lockern Composition; und sodann eine Vergleichung derselben mit dem Vorroman (den Lehrjahren) in der Absicht: eine gemeinschaftliche Tendenz beider Werke und einen ästhetisch nothwendigen Zusammenhang aufzusuchen, oder die Ueberzeugung von deren Nichtexistenz zu begründen, wovon begreiflich nur das Letzte gelingen kann, weil das Erste wohl nur im magnetischen Schlafe der blinden Bewunderung Göthe'scher Productionen erkennbar seyn möchte. Am meisten läßt Schütz sein Geschütz gegen das pädagogische Utopien in den Wanderjahren spielen. Schad' um die logische Munition, die hier verschossen wird! Diese ganze Provinz ist viel

bequemer mit der Pritsche zu erobern, welche überhaupt die zweckmäßigste Waffe ist, um philosophisch aufgestutzte Mystik aus dem Felde zu schlagen. Und wie nun, wenn Göthe eben eine solche angeputzte Puppe hätte ausstellen wollen, um seinen wandernden Meister zu äffen? Wie, wenn er am Ende den Felix aus dieser großen Erziehungsanstalt als einen eingemachten Narren hervorgehen ließe? als eine Caricatur der Erziehungskunst a priori? Zwischen die gedachten zwei Hauptpartiehen hat unser Verf. zweierlei Curiosa eingeschoben, die hier völlig an ihrem Platze stehen: Göthe's eigne Aeußerungen über die Wanderjahre in der (quartaliter fader werdenden) Zeitschrift, Kunst und Alterthum; und die meist nebelig-schwebeligen, lobhudelnden — Aeußerungen Anderer über das fragliche Product; beiderlei Aeußerungen mit Anmerkungen, die nicht minder schlagend und ergötzlich sind. Unter die Aeußerungen Anderer hat er aber auch S. 353 ff. die Recension der Wanderjahre aus dem Literaturblatte aufgenommen, die er selbst, unter Gebrauch der Worte des Herrn in Göthes Faust:

Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last,

für eine schalkhafte Kritik anerkennt, und — selbst schalkhaft — den dort ausgesprochenen Gedanken, daß es Göthe mit seinem fortsetzlichen Wilhelm Meister wohl auf einen Meister vom Stuhle angelegt haben könnte, mit den Göthe'schen Versen widerlegt:

Doch wenn's ihm fehlt an Faust und Kraft,
Wer mag ihn dann beschützen?
Und wenn er keinen H—rn hat,
Wie kann der Edle — sitzen?

Warum er einzig diese — ihrem wahren Sinne nach gewiß nicht beifällige — Recension unter die anbetenden gemischt habe, darüber könnte man zweifelhaft seyn, wenn er nicht selbst einen Zweifel über die Ursache laut werden ließe, aus welcher die am meisten geachteten Gelehrtenzeitungen bis jetzt (bis zur Abfassung seines Göthe-Pustkuchen) über die Wanderjahre geschwiegen haben. Wenn er weiter keine abfällige Kritik der Wanderjahre fand, so konnte er auch weiter keine geben, der Grund reicht aus; aber die Ursache, warum die Gelehrtenzeitungen geschwiegen haben, reicht nicht aus, man mag sie nun in einem Repressalienrechte gegen den immer nur schweigend antikritisirenden Göthe oder sonst wo suchen. Gesetzt auch, sie hätten für die

Wanderjahre nichts zu sagen gewußt, als die wahrhaft absurde Schmeichelei des Herrn Cousin in der Vorrede zu seiner Uebersetzung Götheſcher Werke: „daß Göthe immer erhaben über seine eigenen Schriften gewesen sei," so hätten sie doch immer den Versuch machen sollen, dem Publicum den Sand aus den Augen zu blasen, welchen in Betreff der Wanderjahre der Gubitzische Gesellschafter, das Conversationsblatt, die Herren Varnhagen, Zauper, Kayßler rc. mit vollen Händen hineingeworfen haben. Herr S. hilft diesem Mangel ab und er bläst aus gesunder Lunge. Daß er bisweilen mehrere Male auf Einen Fleck bläst (sich wiederholt), kann bewandten Umständen nach nicht schaden und einige Anzüglichkeit ist ihm wohl nachzusehen, da es in der menschlichen Natur gegründet ist, daß der Eifer der Ultra's, selbst die unbefangensten Gemüther, leicht gegen den Monarchen erbittert, zumal wenn er sie deshalb öffentlich belobt.

Göthe's junger Feldjäger. Der Sohn eines armen Landpredigers, der vor der Vollendung seiner Erziehung seine Eltern verlor,

kam bei einem Barbier in die Lehre. Er mußte seinem Lehrherrn bei der Section einer alten Frau an die Hand gehen; übergab sich vor Ekel über den Anblick, erlebte beim Mittagessen, wo unglücklicherweise ein Kälbergekröse mit brauner Sauce aufgetragen wurde, eine neue Magenrevolution, und wurde dadurch der edlen Barbier- und Baderkunst so abgeneigt, daß er sich einen andern Stand wünschte. Die unmittelbaren Folgen der Schlacht von Jena brachten ihn im J. 1806 unter die Franzosen; er mußte verbinden helfen; und da ihm das zwar eben keine Lust zum Soldatenstande einflößte, aber doch das Kriegshandwerk ihm besser gefiel als das Geschäft, alte Weiber zu seciren, so nahm er faute de mieux Dienste im Heere Napoleons, ohne sich daran zu stoßen, daß dieser große Barbier seines Jahrhunderts damals eben mit einer Obduction der alten Jungfer Europa beschäftiget zu seyn schien. So kam er als junger französischer Soldat nach Spanien, wurde verwundet und gefangen; gerieth in englische Dienste; sah Lissabon, Gibraltar, Malta, Sicilien, Neapel, Genua, Corsica u. s. w. und kam endlich nach zehn mühseligen Kriegsjahren in das befriedete Deutschland und auf den Boden seiner Heimath,

i. e. auf das Pflaster von Weimar zurück. Dies geschah im Jahre 1816. Er brachte zwar keine Beute, kein Ordenskreuz, keinen Rang mit; aber er fand (nach seinem eignen Anführen) ein Plätzchen, wo er zwar nicht gerade als Herr lebt, aber keine Noth leidet und sich jeden Abend ruhig auf sein Lager strecken kann, ohne zu befürchten, daß ein Kalbfell oder eine Trommel ihn zu früh erwecke. Das ist in nuce die Geschichte des jungen Feldjägers. „Aber" (fragt die Neugier) „wie kömmt er denn zu dem Ehrentitel: Göthe's Feldjäger? Hat Göthe eine Armee angeworben, die etwa gegen die Insurgenten von Lime marschiren soll? Keinesweges. Der junge Feldjäger hat auf dem Plätzchen, wo er nicht als Herr, aber ruhig lebt, seine eigne Biographie geschrieben, diese ist Göthe'n zu Gesicht gekommen, der bekanntlich auch seine eigne Biographie geschrieben und auch einen Feldzug mitgemacht hat; sie hat ihm gefallen und so ist sie nun unter dem Titel: Der junge Feldjäger, in französischen und englischen Diensten, während des spanisch-portugiesischen Kriegs von 1806 bis 1816, eingeführt durch J. W. von Göthe, Leipzig bei Friedrich Fleischer, in zwei ansehnlichen Bändchen, Taschenformat, erschienen. Er,

der Selbstbiograph, ist sonach kein literarischer Feldjäger von der großen Armee der Göthisten und Göthocoraxe, sondern ein hiebevor wirklicher militärischer Feldjäger, welchen der große Göthe durch ein kleines Vorwort bei der Lesewelt als Schriftsteller und namentlich als Autobiographen eingeführt hat. Diese hohe Ehre wird dem guten Feldjäger auf der einen Seite den Neid vieler jungen Schriftsteller zuziehen, daß die Lesewelt sein Buch mit der gespannten Erwartung in die Hand nimmt, hier einen Schriftsteller von ausgezeichnetem Talent und hervorstehender Geistesbildung kennen zu lernen. Wider jenen Neid können wir ihn nicht schützen; vor jener Erwartung aber wollen wir ihn hiermit feierlich in Sicherheit bringen bei denjenigen, welche das Göthesche Einführungswort, obschon es bereits in einigen Journalen fast wörtlich nachgedruckt (in Kunst und Alterthum unsers Wissens auch vorausgedruckt) worden ist, etwa noch nicht gelesen haben sollten. Der Feldjäger schreibt zwar ziemlich geläufig, aber nichts weiter. Er ist, wie Göthe ganz richtig andeutet, eine gute Natur, aber keine bis zum Beruf in die Autorlaufbahn ausgebildete, und was seiner Erzählung ein gewisses Leben giebt, ist nicht des

Erzählers Talent, nicht sein Beobachtungsgeist, sondern sein Stoff und dessen realistische Wahrheit. Er beschreibt ein an Begebenheiten reiches, in niedrigen Sphären zugebrachtes äußeres Leben, zwar ohne Geschmack, wie wir oben an der Barbiergeschichte gesehen haben, aber mit einer Art von Naivetät, die uns anzieht. Die Selbstbiographien gebildeter und talentvoller Männer werden immer, die Verfasser mögen nun wollen oder nicht, bald mehr bald weniger das, wofür Göthe (in diesem Punkte gewissermaßen selbst naiv) seine eigene ausgegeben hat; Wahrheit und Dichtung. Hier ist das nicht der Fall. Kleine egoistische Unwahrheiten und Irrthümer genug; aber von Dichtung keine Spur. Aus diesem Gesichtspunkte erscheint das Büchlein als ein reines Gegenstück zu Göthe's Autobiographie und trotz des unendlichen Abstandes zwischen beiden Geistern, hat es vor dieser einen unverkennbaren Vortheil voraus: mehr Handlung und weniger — Worte. Das gilt besonders in Vergleichung mit dem bis dato letzten Bande von Göthe's Wahrheit und Dichtung; ein einziger Etappenmarsch des Feldjägers wiegt an begebenheitlichem Stoffe den ganzen Göthe'schen Feldzug auf, und giebt mehr zu denken und

zu empfinden als dort — gesagt wird. Wenn wir das Einführungswort recht verstehen, so scheint es auch, daß gerade diese Entgegensetzung beider Biographien Göthe's Wohlgefallen an der des Feldjägers hauptsächlich erregt hat; und das gereicht dem Gemüthe des berühmten Dichters unfehlbar zum Ruhme. Inzwischen wird es schwerlich an Leuten fehlen, welche es unter Göthe's Würde finden möchten, daß er öffentlich und förmlich als literarischer Mäcen eines Schriftstellers aufgetreten ist, der an Talent, Geist und Bildung so unendlich tief unter ihm steht. Doch auch diese Schicklichkeits-Rigoristen werden hoffentlich ihre Ansicht ändern, wenn sie die (freilich noch unverbürgte) Sage hören, wie das alles sich gefügt hat. Dieser Sage nach, war es anfangs nicht Göthe's Absicht der Schrift des Feldjägers zum Vorredner zu dienen. Er empfahl bloß dieselbe einem reichen Buchhändler, der das Manuscript annahm, ein namhaftes Honorar darüber versprach, aber — es nicht druckte, und endlich dem Autor als unbrauchbar heimsandte. Diese Wortbrüchigkeit auf eine feine Weise zu strafen, und dem unbemittelten Autor eine Entschädigung durch einen anderen, gesünder urtheilenden Buchhändler zu verschaffen, soll Göthe

sich dazu entschlossen haben, den Stempel seiner Billigung öffentlich auf ein Buch zu drücken, welches ohne seinen Namen schwerlich so viel Aufmerksamkeit erregt haben würde, als der Buchhändler hoffen muß, wenn er anständig honoriren soll. Dieser edelsinnige Gebrauch der Celebrität und des Ansehens in der literarischen Welt, wenn er mehr als Gerücht ist, gehört in Göthe's Biographie, obschon er selbst in der etwanigen Fortsetzung von Wahrheit und Dichtung ihn nicht füglich erzählen kann; und damit er von den künftigen Biographen des berühmten Mannes um so weniger übersehen werden möge, haben wir geglaubt dieser literargeschichtlichen Sage hier gedenken zu müssen. Der Name des Feldjägers wird in der Conversation zwar auch schon genannt und wird in den künftigen Schriftsteller-Lexicis nicht fehlen; aber einer Zeitschrift geziemt es, die Anonymität eines lebenden Autors zu respectiren.

Sprachfürst Göthe. Einige und zwanzig deutsche Gelehrte in Paris haben am 28. Aug. 1825 bei einem Mittagsmahle Göthe's Geburtstag gefeiert und dabei hat Einer der

Gäste unter andern gesprochen: „Wir sind Deutsche, als solche verschieden von Münz und Gewicht bis zu Gesetz und Fürsten, die wir lieben. Aber wir haben eine Sprache, diese hat einen Fürsten und ein Gesetz; dieser Fürst ist Göthe; dies Gesetz sind seine Werke." (Frankfurter Oberpostamtszeitung 1825, Nr. 267, Spalte 5.) Man muß bekennen, daß die Aristophanischen Frösche der deutschen Literatur sich ihren Sprachkönig nicht übel gewählt haben, denn sein Beispiel gestattet ihnen alle nur ersinnlichen Freiheiten, prosaische sowohl als poetische. Aber sie sollen bedenken, daß das Thun des Herrn kein Erlaubnißgesetz ist für die Knechte, und daß die Sprachnachlässigkeiten, die man einem Göthe gern nachsicht, weil er sie durch Schönheiten deckt, zu Sprachschnitzern werden, wenn die Teichquaker sie nachahmen. Auch der Gesang der Nachtigall hat seine Mißlaute, sein „Spe tiuzqua" und sein Quorror pi pi;" aber dadurch wird das Brekekek Koax der Frösche und das tuun der Unken nicht zum Gesang.

Spät-Göthesche Grammatik. Das Morgenblatt 1826, Nr. 170 bringt als Probe

aus dem nächsten Hefte von Göthe's „Kunst und Alterthum" ein Gedicht, welches die Ueberschrift führt: „Altschottisch von Göthe." Der Inhalt ist: Mann und Frau liegen im Bett, der Mann verlangt, daß die Frau aufstehen und die Thür zuriegeln soll, sie will nicht, und Beide kommen nun überein, daß die Thür von demjenigen Theile zugeriegelt werden soll, welcher das erste Wort sprechen wird. Zwei Wanderer kommen um Mitternacht in das dunkle Zimmer, machen sich über den Pudding her, finden am Ende, vom Geruche geleitet, auch die Schnapsflasche und nun springt der Mann aus dem Bette, apostrophirt die Wanderer und hat also die Wette verloren. Die Nummer des Morgenblattes, welche diese Bearbeitung irgend eines altschottischen Liedes publicirt, führt folgendes Motto:

Sei des Werthes solcher Sendung
Tiefen Sinnes heitre Wendung.
Göthe.

Wo diese zwei Verse bei Göthe vorkommen mögen, das mag — der Professor Schütz wissen! Aber wenn sie im Morgenblatt buchstäblich genau abgedruckt sind, so enthalten sie nicht einmal grammatikalisch einen Sinn. „Tiefen Sin-

nes heitre Wendung" soll seyn — „des Werthes solcher Sendung?" Der Werth von solcher Sendung! das ließe sich hören, der Werth der Sendung soll in der heiteren Wendung eines tiefen Sinnes bestehen; nur würde dann der Satz nicht auf das altschottische Lied passen, welches zwar eine heitere Wendung, aber keinen tiefen Sinn hat. Wenn Göthe wirklich jenen grammatikalischen Unsinn geschrieben haben könnte, so müßte man auch glauben, daß er die aus dem Allg. Anzeiger der Deutschen bekannten Denkverse an seine Feierlich-Bewegten selbst gemacht habe: ein Gallimathias, welchen man bisher größtentheils für das Machwerk eines Mystificateurs gehalten hat.

Göthe's Profil. Vor einem Profil-Portrait Göthe's äußerte eine Dame ihr Befremden darüber daß man diesen berühmten Schriftsteller größtentheils nur von einer Seite gemalt habe. „Das ist sehr natürlich," erwiederte ihr Führer: „denn Göthe hat immer so geschrieben, daß man nicht recht hat bemerken können, wie er auf der andern Seite aussieht."

Was sich auf Göthe's Jubelfeste ereignete.

Nacht schon war es; berauscht vom Qualme narkotischen Weihrauchs,
Hatte sich schlummernd der Greis über den Divan gestreckt.
Zwar es umdufteten ihn nicht Schiras Rosen; nicht Bülbüls
Tönen vergleichbar war, was er als Träumender sprach;
Doch man bewunderte gleich die Tiefe des mystischen Klanges
Und es fand sich im Nu auch ein Verleger des Werks.

Göthocoraxe. Der Dr. Ehrenfried Blochmann ist schon im Danziger Aehrenleser 1823, Nr. 23, und mithin früher als die Hekate Nr. 81 auf den Einfall gekommen die Göthisten zu classificiren. Als erste Eintheilung läßt er die von Müllner im Literaturblatte 1821, Nr. 94 gelten:

Zwei Schulen hangen einem Meister an u. s. w. s. S. 114 dieses Bandes.

Aber diese Göthlichen theilt er wiederum

in zwei ästhetisch-naturgeschichtliche Gattungen ab. Die eine ist ihm ein Insekt aus der Ordnung der Hemipteren: Mantis panegyrica, die Göthesanbeterin oder das fliegende Blatt. Die andere ist ihm ein Vogel aus der Ordnung der Coraceen: Goethocorax, der Götheschreier, und hier unterscheidet er wieder sehr witzig den Goethocorax rector, den Goethocorax nobilis (der ungefähr mit dem Ministeriellen, in der Hekate Nr. 81, übereinstimmt, und nur unter den Vornehmen gefunden wird) den Goethocorax stentor (Göthebrüller, unter Soldaten und Studenten), den G. pipiens (Göthepfeifer, unter den Dilettanten), den G. ejulans (Göthewinseler, zahlreich im schönen Geschlechte) und endlich den Goethocorax Echo, Simia, den Göthaffen. Streng genommen, hat Müllner mit den Göthlichen wohl nur den Goethocorax simia gemeint; aber das ganze Vogelgeschlecht, wie es der Verfasser des Geburtstagsdrama im Morgenblatte Nr. 225 gleichsam in eine Volière zusammengebracht hat, sollte billig den tonmalerischen Namen behalten: Goethocorax!

Das könnte von Nutzen sein. Der Kukuk pflegt häufig zu schweigen, wenn man ihn mit

seinem eignen Gesang' anruft. Und das Geschrei der Göthocoraxe stiftet, die Ohrenqual abgerechnet, mancherlei Schaden. Schiller soll, nach Döring's lederner Beschreibung seines Lebens S. 184, geäußert haben, „daß den Deutschen selbst treffliche Werke zum Verderben gereichten, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt würden, und man den strebenden Künstler immer darauf zurückwiese." Um wie viel verderblicher ist es, wenn ein Heer von Schreivögeln einen ganzen Schriftsteller mit allen seinen Werken als unerreichbar ausschreit, und ihn zum Repräsentanten des ganzen Nationalruhms in der Culturgeschichte erhebt! Das wär' eine erbärmliche Nation, in welcher Ein Schriftsteller alle übertreffen könnte in Allem!

Kurz es ist verdienstlich, mit satyrischem Vogeldunst, der den Adler in seiner Höhe nicht erreichen, und den heimziehenden Schwan nicht verwunden kann, Jagd zu machen auf die Göthocoraxe; denn sie schreien jetzt eben toller, als je.

Göthe in den Zeugnissen der Mitlebenden. Beilage zu allen Ausgaben von Göthe's Werken. Erste Sammlung. Zum 28.

August 1823. Berlin bei Dümmler 1823. 396 S. 8. Die abgeschmacktesten derjenigen Lobhudeleien, welche die bekannten Wanderjahre dem würdigen Veteran unserer schönen Literatur zugezogen haben, sind vom Professor Schütz in seinem Buche, Göthe und Pustkuchen, zusammengestellt und gar ergötzlich glossirt worden. Die Mühe, welche der genannte Kunstrichter damit sich gegeben hat, scheint den ungenannten Sammler vorliegender Zeugnisse zur Uebernahme einer weit größeren Mühe ermuthiget zu haben. Er hat hier eine Sammlung begonnen, welche auf alles sich erstrecken zu sollen scheint, was Peter und Paul, Hinz und Kunz, zu Göthe's Preisung in Druck gegeben haben. Diese erste Sammlung ist (wie der Beisatz auf dem Titel: „zum 28. August," andeutet) zu einer Geburtstags-Gratulation bestimmt gewesen, und der Verleger hat (wie der andere Beisatz: „Beilage zu allen Ausgaben von Göthe's Werken," zu erkennen giebt) damit die Speculation verbunden, daß alle Besitzer von Göthe's Werken diesen Codex von Zeugnissen über deren Vortrefflichkeit kaufen sollen. Wir zweifeln, daß sie es thun werden; denn wer Göthe's Werke gekauft und also muthmaßlich auch ge-

lesen hat, der wird auch eingesehen haben, daß dieser Schriftsteller aller Zeugnisse für seinen Werth entbehren kann.

Als literarisches Geburtstagsgeschenk für Göthe betrachtet, mag das Buch recht gut gemeint seyn; aber sicher ist es das abenteuerlichste Festgeschenk, was jemals einem anerkannt großen Dichter gemacht worden ist, und wer sich die Mühe geben will, es durchzulesen, der wird finden, daß es eine wahre Sottise der Höflichkeit ist.

Daß S. 124 die Aeußerung Friedrichs des Großen aufgenommen worden ist: „Mais voilà encore un *Goetz de Berlichingen* qui paraît sur la scène, imitation *détestable* de ces mauvaises pièces anglaises (de Shakspeare), et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces *dégoutantes platitudes*" — das möchte allenfalls noch hingehen; denn es war doch ein König, welcher hier Göthe'n verdammte, und es ist ehrenvoll, mit Shakspeare verdammt zu werden. Aber wenn wir S. 28 die Dedication extrahirt finden, womit der Studiosus Ernst Große neuerlich ein unsinniges Trauerspiel (Graf Gordo, s. Hef. Nr. 35) dem Dichter in der Qualität

seines Schülers öffentlich gewidmet hat; wenn wir S. 83 den platten Lobspruch abgedruckt sehen, womit ein vir obscurus (Oelzner nennt er sich) im März 1823 irgend eine französische Uebersetzung eines Göthe'schen Werkes aus Paris nach Deutschland gesendet zu haben scheint; wenn wir über ein Mandel Ungenannte hier als Zeugen für Göthe antreffen, und wenn wir endlich S. 127 auf die attisch feine Züchtigung stoßen, womit der classische Wieland vor fast 50 Jahren (im deutschen Mercur v. J. 1774) Göthe'n für die Pasquinade, Götter, Helden und Wieland, bediente: so fühlen wir uns in der That zwischen das Dilemma gestellt, daß der Geber dieses Geburtstags-Geschenkes entweder den Gefeierten habe mystificiren wollen, oder daß es ihm zu einer schicklichen Wahl der Blätter zum Ehrenkranze am Gesichte wie am Geruche gefehlt habe.

Oeffentliche Blätter haben Herrn Varnhagen von Ense als Herausgeber dieses seltsamen Productes der neueren Buchmacherei genannt. Wir glauben ihnen nicht: denn S. 181, 313 und 378 ist angeführet, was er selbst in seinen vermischten Gedichten, in Fouqué's Musen (1812 — 1815) und im Gubitzischen Gesellschafter zu

Göthe's Lobe gesungen und gesagt hat — das Letztgenannte Gott Lob nicht **in extenso**, so wie überhaupt die meisten Zeugnisse für Göthe nur nach Schrift und Blattseite allegirt sind. Dieß gilt besonders von den umfassenden Kritiken Göthe'scher Werke, und daher ist aus dem Buche überhaupt nicht viel zu lernen, weder über die Kunst, noch über Göthe's Art und Kunst.

Aber gerade darauf hätte man es anlegen müssen, wenn ein Mann wie Göthe durch solch eine Festschrift wahrhaft geehrt werden sollte. Geistreiche Auszüge aus ächten Kritiken, geordnet nach dem Bedürfnisse des Zweckes, daß der Leser übersehe, wie die besten Kunstrichter des Inlandes und Auslandes in den verschiedenen Literatur- und Geschmacks-Epochen, welche Göthe durchlebt hat, über seine Leistungen geurtheilt haben: das würde die literarische Geburtstagsfeier geadelt, ihren enkomiastischen Zweck mit dem eines reellen Nutzens für das Publicum der Kunstfreunde vereiniget haben. Jetzt aber erinnert das plan-, geist- und geschmacklose Product unausbleiblich an Göthe's eigne Verse:

Ein Zögling kniet ihm an dem Rücken,
Der denkt die Welt erst zu beglücken,

Zeigt des Propheten Strümpf' und Schuh'!
Betheuert, er hab' auch Hosen dazu,
Und, was sich niemand denken kann:
Einen St.... habe der große Mann!
Vor diesem himmlischen Bericht
Fällt die ganze Schule aufs Angesicht,
Und rufet: Preis dir in der Höh',
O trefflicher Eustazie!

doch wenn das Buch dem Gefeierten gefällt, so ist's eben gut genug. Daß i. J. 1796 Carl David Ilgen seine Ausgabe der Homerischen Hymnen — i. J. 1801 Herr Henrich Steffens seine innere Naturgeschichte der Erde — i. J. 1805, die Herren Arnim und Brentano ihr Wunderhorn — i. J. 1804, der Herr von Brinkmann seine Gedichte — i. J. 1823, der Gerr Dr. Naumann sein Buch über die Gränzen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften u. s. f. Göthe'n öffentlich zugeeignet haben (s. S. 5, 9, 10, 12, 21): welch ein Triumph für Göthe'n, diese Ehrenbezeigungen hier verewigt zu sehen! Nur nimmt mich Wunder, daß in der Zeugen-Denomination: Bürger, Fouqué, Methusalem Müller, Julius Schütz, die Stolberge und sogar — siebenfach unbegreiflicher Weise — der Dresdener Böt-

tiger fehlen. Sollte Bürger, außer seinem Leberreime auf Minister, nichts für Göthe geäußert haben, das der Erwähnung werth gewesen wäre? Hat Fouqué nicht vielfach Göthe'n gepriesen und angesungen? und wollen ihn die Göthocoraxe ausbeißen, weil er einmal, in einer Anwandlung von Priestersinne, mit Pustkuchen sich eingelassen hat? (S. Elegante 1822, Stück 68.) Hat der elegante Meth. Müller nicht so gut, wie der ächtkatholische Adam, Göthe'n geehrt? Hat J. Schütz die Lehrjahre nicht dergestalt gelobt, daß es sogar buchstäblich im Tübingischen Literaturblatte wiederholt worden ist? (S. Lit. Bl. 1823, Nr. 26.) Hat Stolberg Göthe'n nicht die Uebersetzung eines Stückes von Sophokles zugeeignet? Und wenn das Alles auch nicht wäre; sollte Böttiger sich nicht in Lob über Göthe ergossen haben? Ich entsinne mich eben nicht wo; aber daß es geschehen, darauf schwör' ich. Auch vermiss' ich zu meinem Erstaunen den seligen Kroneisler, der aus den Wanderjahren die Assonanzen herausgesucht (s. Hek. Nr. 18, 19) und die brockhäusliche Frau Schnips, welche für Göthe'n nach dem Prof. Schütz geschossen hat. (S. das Lit. Conv. Bl. u. die Hall. Lit. Zeit. 1823,

Nr. 51.) Man vergesse das nicht zum 28. August 1824, wo unfehlbar eine zweite Zeugenproduction den Geburtstag des Dichters verherrlichen wird.

Ein ungenannter Göthocorax hat das Mitternachtblatt angegriffen, indem er für dasselbe folgende Verse eingesendet hat:

In trüber dumpfer Mitternacht
Jahr aus Jahr ein ein Müller wacht,
In schlimm verrufner Mühle;
Vorbei fließt mit Gestank ein Fluß,
Deß hat der Müller viel Genuß,
's ist Wasser auf seine Mühle.

Wie Nornen, Schlacht und Heldenruhm,
So mahlt er deutsches Schriftenthum,
Zermahlt's auf seiner Mühle.
Gepachtet hat er den Geschmack,
Und mancher Esel trägt den Sack
Getrost zu seiner Mühle.

Nun will er einen Diamant,
Ist Göthe's Dichterruhm genannt,
Zermalmen und zerstieben;
Das aber ihm gar schlecht gelingt,
Sein Mühlstein selbst ihm schier zerspringt,
Der Demant ist geblieben.

Du leuchte, heller Diamant,
Du leuchte strahlend durch das Land,
Du Lohn von süßem Dichten,
Und halte Diamantenart
In alter Tugend fest bewahrt,
Untreue zu vernichten.

Valentin Namenlos.

Auf diesen Angriff des namenlosen Valentin antworten wir, wie folgt:

Schau, Leser, welch ein Schabernack!
Der Esel bringt den eignen Sack,
Sein Fell zu unsrer Mühle.
Da er's nicht besser haben will,
So steh' einmal der Mühlstein still,
Es walk' ihn unsre Mühle.

Daß Göthe's Ruhm ein Diamant,
Ist uns, wie aller Welt, bekannt;
D'rum mögt ihr's bleiben lassen,
Ihr Schulpack in der deutschen Mark,
In eures Lob's gequirlten Quark
Den Diamant zu fassen.

Ihr werdet — meint ihr — selbst zu was,
Wenn einen Göth' auf den Parnaß
Mit Sack und Pack ihr trecket.
Er ist längst oben, Sack und Pack
Hat er gepackt für den Geschmack,
Der euch im Kragen stecket.

Ihr schleppet „feierlich bewegt"
Ihm jedes Wind-Ei, das er legt,
Nach zum erflog'nen Ziele.
Euch hört der Müller y—ah schrein,
Und darum ruft er: „Sack herein,
Das muß auf uns're Mühle!"

So kommt es, daß der Mühlstein reibt,
Was seiner unwerth Göthe schreibt —
Kommt, weil ihr drüber greinet,
Ihr schadet, er nicht, dem Geschmack,
Und — schlägt der Müller auf den Sack,
So weiß er, wen er meinet.

Göthe's Geburtstag (28. Aug. 1823) hat wiederum die unpolitischen Spalten der Berliner Löschpapiernen Zeitung mit widerlichen literarischen Speichelleckereien angefüllt. Die Göthlichen Professoren Berlins (in Berlin heißt alles Professor, was irgend zur Aesthetik gehört) scheinen wirklich zu meinen, daß Pustkuchen und seine Glaubensarmee dem Dichter des Tasso, Egmont und Faust etwas — wie man sagt — am Zeuge geflickt (oder gepflückt) haben möchten, und je tiefer und breiter sie die Wunden glauben, um so dicker schmieren sie die Pflaster. Eine Göthler-Gesellschaft, die sich die Lieder-

tafel (Nachgemächte vom Dresdner Liederkreise) nennt, hat den erhabenen Geburtstag des Parnaß-Ministers mit einer Fahrt auf dem Wasser (ihrem Elemente) gefeiert, und der Bericht in Nr. 104 (der Löschpapiernen) schließt mit den Worten: „Noch nie so zart, noch nie so brausend erscholl das Champagnerlied, das nimmer veraltende; charakteristisch begleitet mit (von) manchem Zwischenknall der pfropfenschnellenden Flasche, nachdem das festliche „Ergo bibamus" — (offene Bahn zu machen) triumphirend vorangegangen. Mit einer Extrazugabe des Kraft- und Kernliedes — „Frisch, trommelt auf den Tisch!" (ein sehr charakteristisches Göthliches Geburtstagslied!) tüchtig und lebendig, wie es ziemet und gebühret dem Extrajubel, erscheinet ein Tag, von besonderem Schlag (fürwahr ein besonderer Schlag von Dichterverehrern!) schloß der Meister an der Liedertafelloge (s. die Leipz. Lit. Zeit. 1823, Nr. 51, Sp. 402, in der Mitte) bei einbrechender Nacht und in erleuchteten Gondeln kehrte die hocherfreute Gesellschaft heim, vom traulichen Auge des Mondes begleitet.

Unterzeichnet B.

Wahrscheinlich bei dieser Wasserfahrt sind

denn wohl auch die gleich drauf in der Zeitung abgedruckten Toasts ausgebracht worden, welche wir hier der Literatorenrepublik mittheilen, die bekanntlich selten gratulirende Zeitungsavertissements lieset.

Der 28. August.

Der hehre Greis, der jetzt das edle Haupt
Hoch ob den Wolken trägt, von reiner Luft
Umspielt, den hellen nie getrübten Blick
Voll Lust versenkt in naher Sterne Glanz —
Jetzt unter Blumen lagert, froh und leicht
Mit Schäfern und mit Schäferinnen spielt,
Jetzt scheinbar ins Gewühl des Lebens sich
Eindrängt mit starker Brust; als wär er selbst
Gedrängt, zu handeln, zu empfinden scheint
Und dennoch stets hoch ob dem Leben schwebt,
Und uns von dort das tiefste Seyn erklärt —
Und der, hoch ob den Wolken, unter Blumen
Belehrt, erhebt, veredelt und ergötzt
Und sein Geschlecht dem Ziele näher bringt —
Der Göttergreis, der stets ein Jüngling bleibt,
Er lebe hoch, und hoch und wieder hoch.

Streckfuß *).

---

*) Streckfuß? Ist's möglich? Der ist ja selbst ein Dichter und das nicht bloß ein „über=

Anderes Impromptu.

Der den Pindar, Horaz und Sophokles
In sich vereint mit dem Tiefblick des Sokrates *).
Er lebe! — sich selbst und seine Zeit
Zu schmücken fort und fort mit Unsterblichkeit.

Unmittelbar darauf folgt eine „Berichtigung," woraus hervorgehet, daß über die Autorschaft eines bevorstehenden **) Buchs über Göthe genannt: „Göthe in den Zeugnissen der Mitlebenden" (Klugen oder Narren?) bereits an (oder unter) der Liedertafel Streit ausgebrochen

---

setzender Dichter," wie etwa der Sorauische. Indessen freilich — wenn man bei einer lustigen Gesellschaft ist, die viel trinkt; so läßt man wohl einmal solch Wasser laufen, ohne daran zu denken, daß es die unberufenen Aerzte des Göthe'schen Zeitruhmes (der Nachruhm ist Gottlob! gar nicht in Gefahr) am nächsten Morgen durch Zeitungslöschpapier filtriren werden.

*) Eigne Leute, die Deutschen! Hätten gern eine Literatur, wie die Griechen und Römer hatten, soll aber hübsch bequem seyn, alles beisammen in einer Person wie in einer Nuß. Uebrigens hat der Improvisator hier den Aristophanes vergessen, den Pater Brey, den Triumph der Empfindsamkeit u. s. w.

**) Ach Gott! 's ist schon da! Berlin bei Dümmler.

ist *). Ich sage: unter der Tafel, denn da pflegen die Kriege über Knöchlein gewöhnlich auszubrechen. Es ist hart für jeden wahren Verehrer des Dichters, solche Dinge lesen zu müssen **). Glaubt man denn einen Göthe zu ehren, wenn man ihn in den Volkszeitungen von Berlin genau so lubhudelt wie man mit Schauspielern und Sängerinnen zu thun pflegt? Muß das nicht den Dichter selbst anwidern? und wenn dem so ist, warum giebt er das den „allerwerthesten" Lieder-Tafel-Deckern nicht zu verstehen ***). Warum sagt er ihnen nicht: Lieben Brüder, man ehrt mich und bewundert mich auch in Wien, München, Dresden, Leipzig, Prag u. s. w.; aber habt ihr dort wohl je solchen abgeschmackten Extrajubel, solch ein Tischtrommeln um mich vernommen? In der That, es gäbe Stoff zu einer artigen literargeschichtlichen Preisaufgabe, zu untersuchen, in welchem

---

*) Die Autorschaft ist klar. Herr Varnhagen von Ense hat diese Complimentensammlung zur Geburtstagsfeier veranstaltet.

**) Wer hindert ihn hier, es bleiben zu lassen?

***) Weil er gescheidt ist. Wer seine Vivatschreier kritisirt, der riskirt ein Pereat. Im Gegentheil, er muß sie beloben: denn Musikanten, die ein Ständchen bringen, wollen ein Trinkgeld haben.

geometrischen Verhältnisse folgende vier Classen von Verehrern Göthe's gegen einander ständen: a) die Agapisten, i. e. die Vergötterer des weltberühmten Ordensbruders; b) die Ministeriellen, i. e. die Verehrer des dichterischen Ministers; c) die Oethisten, i. e. diejenigen, welche seinen Namen wegen des Flöten-Vokals so gern im Munde führen und endlich d) die Kenner und wahren Verehrer seiner Werke. Schwerlich dürften die Letztgenannten ein Viertheil des Ganzen ausmachen.

Die Ranters oder Schreier in England glauben, daß das Regenwasser, weil es von Oben kommt, unmittelbar, vom Himmel komme, daß es alle Sünden abwasche, und daß man selig werde, wenn man bei dieser Regentaufe recht gewaltig schreie. Als religiöse Secte existirt in Deutschland diese Narrheit nicht, wohl aber als literarische. Die Anbeter von Meisters Wanderjahren, die Bewunderer von Auch ich in der Champagne, die Lobredner von Kunst und Alterthum und anderer Spät-Göthischen Schriften — was sind sie anders, als literarische Ranters, die durch ihr

Geschrei über die Heiligkeit des Regenwassers die Sünden des Ungeschmacks (an besseren Werken Göthe's und anderer Meister) von sich abzuwaschen und selig zu werden trachten im Glauben an Einen Gott in der Literatur? Göthocoraces hat sie der Danziger Aehrenleser genannt, das gefällt mir noch besser, denn es bezeichnet die Art des Geschreies: Raben- oder vielmehr Elsterngekreisch musikalisch verwandt mit dem Aristophanischen Brekekekkekoaxkoax.

Mehrere Zeitschriften haben folgende wunderliche Verse mitgetheilt:

Göthe's vielfacher Dank für die Feier seines Geburtstages in Berlin.

Meinen vielfach hochbedingten,
Tiefbegabten, langbedachten,
Hebe vor und Liebe nach,
Daß das Mahl, das sie vollbrachten
Mit den Bechern ausgelagten,
Stets und ewig habe Dank.

Gebe vielfach steter Wechsel
Große Lust, sanft süßes Leiden.
Theure Freunde! Geistgenossen!
Schroffen Züglern unverdrossen,

Selbst sich und den Schein der Zeit,
Größern Dank zur Ewigkeit.

Dies der vielfach breitgerührten,
Thränerweichten Dankeskräftung.
Ich! dem vieloft mehrsam Bilder
Heißer Zukunft zu erscheinen,
Süßer Lust dabei zu weinen,
Meinen Dank Euch, ewig Euch.

Ueber den Sinn dieser Verse sowohl als über Göthe's Autorschrift daran, beginnen Federzwiste sich zu erheben. Im Allg. Anzeiger der Deutschen (olim Reichsanzeiger) Nr. 253 wird jene Autorschaft vorausgesetzt, und angefragt, ob vielleicht irgend ein sublimerer Sinn in den Versen verborgen liege, als der Anfrager hineinzulegen im Stande sei. In der Berliner Schnellpost hingegen (Beilage zu Nr. 117) werden Alle, denen es möglich ist, über die Sache Auskunft zu geben, zu der Erklärung aufgefordert, ob dieses Gedicht wirklich von Göthe sei. Wenn die Verse nicht auf die unbegreiflichste Weise durch Abschreiben entstellt sind; so müssen wir gestehen, daß wir eine bejahende Antwort der letztgedachten sogar Göthe'n selbst nicht glauben würden, wenn er nicht etwa hinzusetzte, daß er dieselben in der Absicht gemacht habe, die

Göthocoraxe zu mystificiren, indem er ihnen die Aufgabe stellte, den entschiedensten Unsinn sowohl grammatikalisch als logisch zu seinem Ruhme zu erklären. Die neue Sammlung seiner Werke wird die Frage entscheiden; wir werden sehen, ob wir diese „breitgerührte" Dankeskräftung unter den „Denk- und Sende-Blättern" finden werden oder nicht, und im ersteren Falle, ob mit oder ohne jene Erklärung der Mystifications-Absicht.

Herr K. E. Schubarth hat unter dem Titel: Paläophron und Neoterpe, das 1. Stück einer Zeitschrift in zwanglosen Heften (Berlin bei Dunker und Humblodt. 1823 XII. u. 318 S. gr. 8.) herausgegeben. Nach dem Titel soll sie ästhetisch kritischen Inhalts und auf Kunst und Sitte, Religion und Wissenschaft bezüglich seyn. In der Einleitung sagt er: „Es giebt eine doppelte Kritik, eine auf-erbauende und eine zerstörende. Die erstere forscht ihrem Gegenstande nach, und indem sie bemüht ist, ihn zu entwickeln, ordnet sie sich ihm unter eine erbauliche Kritik (die ihren Gegenstand von unten entwickelt!), die zweite stellt sich über ihren Gegenstand und vernichtet

ihn, indem es ihr weniger darum zu thun ist, dem Gegenstande selbst zu genügen, als vielmehr ihr Uebergewicht über ihn darzuthun. Nicht diese vernichtende, sondern jene erbauliche Kritik soll hier geübt werden und zwar an Werken der antiken und der modernen Kunst, das sagt der Titel, welchen bekanntlich auch ein Festspiel von Göthe führt. Es gehört nicht unter die gelesensten Werke dieses Dichters, daher hier kürzlich der Inhalt. Neoterpe, das Neue, wird von dem Paläophron, dem Alten, verfolgt. Neoterpe wird von zwei Kindern, Gelbschnabel und Naseweis, Paläophron aber von zwei Alten, Griesgram und Haberecht, begleitet. Nachdem Beide diese Begleiter von sich entfernt haben, versöhnen sie sich mit einander und wechseln ihren Hauptschmuck die Rosenkrone und den Eichenkranz. Herr S. scheint demnach eine Vergleichung zwischen antiker und moderner Kunst zu beabsichtigen, die zur Ausgleichung führen soll durch Verscheuchung der Herren Griesgram und Haberecht, der Knaben Gelbschnabel und Naseweis. Dieser Zweck wäre zu loben und in der That findet sich von jenen vier Personificationen der Kunstkritik keine in diesem ersten Hefte. Leider aber treiben darin zwei andere ihr Wesen, die wir mit zwei Na-

men von Kotzebue'scher Erfindung am besten zu bezeichnen glauben: die Herren Mengkorn und Staubwirbel. Nicht als ob wir uns hier zwischen Kotzebue's Zerstreuten befänden; wir nehmen die Namen in einem andern Sinne: die hier waltende Kritik mengt die Körner verschiedener Fruchtarten unter einander, anstatt sie zu vergleichen, und treibt im Gebiete der Kunstphilosophie Staubwirbel auf, anstatt Licht zu verbreiten. Wer sich hievon überzeugen will, dem empfehlen wir die Abhandlung S. 123 über den Ajax des Sophokles und Göthe's Faust. Beide Stücke hält der Verfasser für ästhetische Probleme und die Art, wie er sie auflöst, ist für uns ein logisches gewesen. Da Faust unseren Lesern bekannter seyn wird als Ajax, so geben wir hier das am meisten Problematische von dem, was Hr. S. über Faust sagt: „Der Held des Stücks scheint für ein Drama ganz untauglich, denn er ist zum Handeln unfähig. Ja er ist völlig unaufgelegt dazu. Ein dienstbarer Geist geht ihm zur Seite, um ihn zu ermuntern und nöthigenfalls zur Entscheidung zu drängen. Da aber diesem Helden, trotz dem, daß er sich leidend verhält, Alles widersteht: so erwirbt er sich dadurch den tragischen Charakter

vollständig." Also dadurch, daß dem sich leidend verhaltenden Helden Alles widersteht, erwirbt er vollständigen tragischen Charakter? Das will uns nicht einleuchten, in welchem Sinne wir auch das Wort widerstehen nehmen. In dem gewöhnlichsten: Widerstand leisten, kann es Hr. S. hier wohl nicht gebraucht haben; denn Alles widersteht doch im Stücke dem Helden nicht. Gretchen ergiebt sich ihm ja auf Discretion. Und in dem minder gewöhnlichen Sinne: anekeln ist es doch vernünftigerweise auch nicht zu nehmen; denn obschon Faust allerdings mehr als einmal in der Lage erscheint, wo ihn Alles anekelt, was das menschliche Leben darbieten kann: so begreifen wir doch nicht, wie ihn gerade dieser Ekel zum tragischen Charakter stempeln könne. Hier ist ein logischer Staubwirbel, den wir nicht niederzuschlagen wissen. Leider giebt es deren hier noch stärkere. Herr S. kann überhaupt aus dem Faust das Kunstwerk nicht recht herausfinden und sagt daher S. 128: „Es ist klar, daß, wenn auch nicht ein Kunstwerk in des Dichters Sinne gerade lag, doch das seinen Absichten nur gemäß seyn konnte, was einem Kunstwerke vollkommen gleicht. Will man dieses aber ein Kunststück nennen, so bedenke man

nur zugleich ernstlich, daß es so viele höchste Eigenschaften der Poesie in sich vereinigt, daß gerade diese Eigenschaften manchem eigentlichen Kunstwerke zu wünschen wären, damit es sich selbst übertreffen könnte." Wir erklären also, um uns über alle Gegenreden mit einem Male wegzuhelfen: „der gewandteste Dichtergeist, das vermögendste Talent hat es sich einmal zur Aufgabe gemacht, aus lauter entgegengesetzten, widerstrebenden, verdrießlichen, untauglichen, nichtsnutzigen, widersinnigen, vertrackten Elementen etwas seiner gleichwohl Würdiges aufzubauen. Man sollte darin dasselbe Talent, dieselbe Fähigkeit in ihrer ganzen Größe erkennen, obwohl es freilich nicht der Ort und Schauplatz wäre, auf welchem dieses Talent seine ganze Herrlichkeit entfalten konnte, wie es dies anderwärts gethan. Es sollte ein Werk werden, das im höchsten Sinne poetisch zu nennen wäre, wenn ihm auch manches Erforderniß abginge, daß man es als vollkommenstes Kunstwerk zugleich betrachten und ansprechen müßte. Göthe hat bis auf die Zeit der Pustkuchenschen Insurrection (Werke, Bd. 5, S. 321) sagen können:

Auch hör' ich überall, wohin ich horchend nur
Die Ohren wende, mein entzückend großes Lob —

aber das Lob, welches ihm Hr. S. hier spendet, kann ihn, trotz der Größe, unmöglich entzücken. Wie? Ein Göthe soll sich die Aufgabe gemacht haben, aus widerstrebenden und untauglichen Elementen eine Tragödie zu schaffen? Er, welcher ausdrücklich darüber klagt (im neuesten Bande seiner Selbstbiographie), daß er bei dem Groß-Kophta im Stoffe sich vergriffen? Schlegel, wenn wir nicht irren, hat vom Prometheus des Aeschylus einmal gesagt, er sei nicht eine Tragödie, sondern die Tragödie selbst; und die Ultra-Göthisten haben das problematische Dictum auch auf den Faust angewendet. Wir sind weit davon entfernt, ihnen beizustimmen, aber den Stoff des Faust finden wir vollkommen tragisch, so gut wie den des Prometheus. Das Hinausstreben aus den Schranken der sinnlichen Natur, die Kühnheit des ergriffenen Mittels leihen dem Helden eine Größe (wenn schon keine ethische), deren Fall sich gar wohl dazu eignet, einen tragischen Eindruck auf uns zu machen. Hat Göthe denselben gestört, so ist es durch die Art der Ausführung geschehen: er zerstückelte die Arbeit zu sehr in der Zeit, um sie im intellectuellen Raume der Kunst mit dem Faden

einer einigen Grundidee gehörig zusammen zu halten. Selbst zerstreut durch verschiedenartige poetische Interessen des Lebens zerstreute er die Aufmerksamkeit des Lesers durch die Einmischung fremdartiger Elemente, die er mit dem Hauptstoffe theils zu locker, theils zu gezwungen verband. Aber wer wird darum behaupten, der Stoff sei untauglich, verdrießlich, nichtsnutzig, vertrackt? Hr. S. ist inzwischen ein großer Verehrer von Göthe, er treibt seine Verehrung bis zur lästigen Nachäffung in Ueberschriften und Styleigenheiten und kündigt am Schlusse ein Unternehmen zu dessen Verherrlichung an, eine vollständige Sammlung aller Ausgaben von Göthe's Werken, kritische Vergleichung derselben rc. und sodann: „Feststellung und Nachweisung des eigenthümlichen Gewinns, welcher für jedes der von Göthe's Geiste berührten Fächer und dessen Schriften hervorgegangen ist, wobei fast der ganze Umfang unserer heutigen Literatur in Betracht zu ziehen wäre.“ Doch damit ist es noch nicht genug! „Durch eine so umfassende Bearbeitung und Zusammenstellung der Leistungen Göthe's dürfte endlich, hofft der Verein (Aha, ein Verein! ein Göthlicher Verein, ein freiwilli-

ger Verein!) ein solcher Gesammtbegriff von dem Werthe der Erscheinung dieses außerordentlichen Mannes in unserer Zeit erwachsen, daß danach ein bleibendes Denkmal desselben zu entwerfen, der bildenden Kunst zuzumuthen seyn möchte; nicht als ein Bild von Göthe, wie es etwa vormals oder jetzt persönlich leibt und lebt, sondern vielmehr wie er in unserem Begriffe dasteht und als solcher der Nachwelt überliefert zü werden verdient, — ein Bild, welches ihm zugleich im höchsten Grade ähnlich sehen müßte, wenn dasselbe eben so wie der Begriff, der es belebte, von seiner Persönlichkeit ausginge. Also ein Denkmal der bildenden Kunst, welches noch zur Zeit in des Herrn S. Kopfe nicht ausgebildet zu seyn scheint. Mit vorläufigen Einleitungen (sic! die nachläufigen werden nicht ausbleiben) beschäftigt, sahen die Unternehmer sich angenehm durch das erste Heft des vierten Bandes von Kunst und Alterthum überrascht, worin S. 178 Göthe ihrem Plane, ohne ihn gekannt zu haben, freundlich entgegen gekommen ist. Die vertrauensvoll gehegte Hoffnung auf des verehrten Mannes wohlwollende Mitwirkung, ist dadurch beinahe schon zur Gewißheit geworden. Wenn die Rede von Göthe's eigener Mit-

wirkung zur Setzung seines Denkmals ist: so zweifeln wir an dieser Gewißheit doch ein wenig, obschon er in den letzten Zeiten seinen Lobhudlern etwas mehr entgegen gekommen ist, als in den Tagen seiner Kraft die Bescheidenheit ihm erlaubte. Uebrigens kündiget diese Ankündigung deutlicher noch als der Titel des Buches ein Ultragöthliches Journal an.

Herr Wolfgang Menzel hat geschrieben, oder vielmehr beschrieben: Die deutsche Literatur, 2 Theile, Stuttgart bei Franckh, 1828. 280 u. 302 S. 8. — Wir können das Buch allen denjenigen empfehlen, welche zum Hausbedarf der Conversation lernen wollen, über den literarischen Zustand der Künste und Wissenschaften etwas Pikantes, mitunter auch wohl etwas Witziges und Geistreiches zu sagen. Das versteht der Verf. recht gut, wenn er auch noch so wenig von einigen der Wissenschaften versteht, über deren Zustand er sich verbreitet. Das Letztere werden vorzüglich die Naturforscher, die Mathematiker (die Astronomen insonderheit), die Theologen und die Rechtsgelehrten bemerken, wenn sie das Buch lesen wollen; aber in der

Conversation hat es nichts zu bedeuten *). Es versteht sich von selbst, daß in dieser genialen Uebersicht der deutschen Literatur von keinem einzelnen Schriftsteller so oft und so viel die Rede ist, als von Göthe. Im Anfange zwar ergeht es dem großen Manne ganz gut, und es könnte hier und da scheinen, als ob Herr W. Menzel Anlagen zum Göthocorax hätte! Aber im zweiten Theile zieht sich nach und nach, insonderheit S. 214, 219, 226, 229, ein moralästhetisches Unwetter über ihn zusammen, welches endlich S. 230 in folgendem, auf das Haupt des Spät-Göthe fallenden Donnerschlage sich entladet:

„Ueberhaupt verläugnet sich die Anmuth der Göthe'schen Sprache in seinen spätern Hofpoesien und kritischen Schriften. Sie sind steife Paradewerke, über das Kreuz gefesselt durch die

---

*) Gleichwohl hat das Buch schon eine förmliche Gegenschrift erlebt: „Ueber Unsinn und Barbarei in der heutigen deutschen Literatur, von D. Th. Schacht, Mainz bei Kupferberg 1828.“ Wir haben es nicht gesehen, aber nach einer Anzeige in der Abendzeitung, Wegweiser vom 14. Juli 1828, Nr. 48, scheint Herr Schacht dem Herrn Menzel besonders die Tieckschreierei austreiben zu wollen.

Rücksichten, die er zu nehmen hatte, und durch seine eigne Selbstschätzung, die sich nur noch auf dem hochtrabenden Pferde oder in spanischer Grandezza sehen ließ, und noch auffallender wurde, wenn sie sich etwa väterlich deutsch den Schlafrock überhing. Seit Wahrheit und Dichtung ist Alles, was man von Göthe hört, bis auf das letzte Heft von Kunst und Alterthum, in einem gewissen vornehmen officiellen Cabinetstyl geschrieben. Man denkt unwillkührlich an den Musenkönig oder infallibeln Papst im Reich der Kunst. Die Erscheinung wird erklärbar, wenn man bedenkt, daß Göthe früher ein Schmetterling auf allen Blumen des Sinnen- und Herzensgenusses gewesen, später aber lebendig unter die Götter versetzt worden, worin die Aufforderung lag, alle seine Gefühle in das Einzige der Ehrfurcht vor sich selbst zu concentriren."

Man kann nicht läugnen, daß in diesem Aus- und Abspruche eine Wahrheit liegt, die alle sehenden Verehrer Göthe's längst gefühlt haben; und wenn es gleich Herrn Menzel, der in der literarischen Republik noch keinen gewichtigen Namen sich verschafft hat, als eine Unschicklichkeit verargt werden möchte, diese Wahrheit aus-

gesprochen zu haben; so macht ihm wenigstens der Umstand keine Schande, daß er den Muth dazu gehabt hat. Er wird von den Göthe-schreiern deshalb viel Anfechtung zu erdulden haben. Inzwischen hat doch Ein Recensent seines Buches in sein Horn geblasen, obschon mit einer Feinheit im Ansatze, die er sich für künftige Fälle zum Muster nehmen mag. Es ist H. Heine in dem 3. Hefte des 27. Bandes der politischen Annalen (jetzt von Heine und Lindner besorgt) S. 296 ff.

„Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Göthe spricht, nicht stark genug unser Erschrecken ausdrücken. Er sagt manch' allgemein wahres Wort, das aber nicht auf Göthe angewendet werden dürfte. Beim Lesen jener Blätter, worin über Göthe gesprochen, oder vielmehr abgesprochen wird, ward uns plötzlich so ängstlich zu Muthe, wie vorigen Sommer, als ein Banquier in London uns, der Curiosität wegen, einige falsche Banknoten zeigte; wir konnten diese Papiere nicht schnell genug wieder aus den Händen geben, aus Furcht, man möchte plötzlich uns selbst als Verfertiger derselben anklagen und ohne Umstände vor old Bailly aufhängen. Erst nachdem wir an den

Menzelschen Blättern über Göthe unsere schaurige Neugier befriedigt, erwächte der Unmuth. Wir beabsichtigen keineswegs eine Vertheidigung Göthe's; wir glauben die Menzel'sche Lehre: „Göthe sei kein Genie, sondern ein Talent," wird nur bei Wenigen Eingang finden, und selbst diese Wenigen werden doch zugeben, daß Göthe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu seyn. Aber selbst wenn Menzel Recht hätte, würde es sich nicht geziemt haben, sein hartes Urtheil so hart hinzustellen. Es ist doch immer Göthe, der König, und ein Recensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch eben so viel Courtoisie besitzen, wie jener englische Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte, und ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat."

„Woher aber kommt diese Härte gegen Göthe, wie sie uns hie und da sogar bei den ausgezeichnetsten Geistern bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Göthe, der nichts als Primus inter pares seyn sollte, in der Republik der Geister zur Tyrannis gelangt ist, betrachten ihn viele große Geister mit geheimen Groll. Sie sehen in ihm sogar einen Ludwig XI., der den geistigen

hohen Adel unterdrückt, indem er den geistigen Tiers état, die liebe Mittelmäßigkeit, empor hebt. Sie sehen, er schmeichelt den respectiven Corporationen der Städte, er sendet gnädige Handschreiben und Medaillen an die lieben Getreuen, und erschafft einen Papieradel von Hochbelobten, die sich schon viel höher dünken, als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben so gut wie der König selbst, von der Gnade Gottes erhalten, oder um Whiggisch zu sprechen, von der Meinung des Volks. Aber immerhin mag Dieses geschehen. Sahen wir doch jüngst in den Fürstengrüften von Westminster, daß jene Großen, die, als sie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen: — und so wird auch Göthe nicht verhindern können, daß jene großen Geister, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zusammen kommen, und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Westminster der deutschen Literatur."

„Die brütende Stimmung unzufriedener Großen ist ansteckend, und die Luft wird schwül. Das Princip der Göthe'schen Zeit, die Kunstidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Princip steigt auf, und seltsam! wie das Menzel'sche

Buch merken läßt, sie beginnt mit Insurrection gegen Göthe. Vielleicht fühlt Göthe selbst, daß die schöne objective Welt, die er durch Wort und Beispiel gestiftet hat, nothwendiger Weise zusammensinkt, so wie die Kunstidee allmählig ihre Herrschaft verliert, und daß neue frische Geister von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordischen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civilisirte Göthenthum über den Haufen werfen, und an dessen Stelle das Reich der wildesten Subjectivität begründen. Daher das Bestreben, eine Göthe'sche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Ueberall Garnisonen und aufmunternde Beförderungen. Die alten Romantiker, die Janitscharen, werden zu regulären Truppen zugestutzt, müssen ihre Kessel abliefern, müssen die Göthe'sche Uniform anziehen, müssen täglich exerciren. Die Rekruten lärmen und trinken und schreien Vivat; die Trompeter blasen." —

„Wird Kunst und Alterthum im Stande seyn, Natur und Jugend zurückzudrängen?"

„Wir können nicht umhin, ausdrücklich zu bemerken, daß wir unter „Göthenthum" nicht Göthe's Werke verstehen, nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden,

wenn längst die deutsche Sprache schon gestorben ist, und das geknutete Deutschland in slavischer Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verstehen wir auch nicht eigentlich die Göthe'sche Denkweise, diese Blume, die im Miste unserer Zeit immer blühender gedeihen wird, und sollte auch ein glühendes Enthusiastenherz sich über ihre kalte Behaglichkeit noch so sehr ärgern; mit dem Wort „Göthenthum" deuteten wir oben vielmehr auf Göthe'sche Formen, wie wir sie bei der blöden Jüngerschaar nachgeknetet finden; und auf das matte Nachpiepsen jener Weisen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepsen gewährt, erregte unsere Klage. Der Alte! wie zahm und milde ist er geworden! Wie sehr hat er sich gebessert! würde ein Nikolaite sagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den schwülen Werther und den Götz mit der eisernen Hand schrieb! Wie hübsch manierlich ist er geworden, wie ist ihm alle Rohheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere geniale, himmelstürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar Andere, in seine alten Fußtapfen tretend, mit demselben Uebermuthe ihre Titanenflegeljahre austoben! Sehr

treffend hat in dieser Hinsicht ein geistreicher Ausländer unseren Göthe mit einem alten Räuberhauptmann verglichen, der sich vom Handwerk zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provinzialstädtchens ein ehrsam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichste alle Philistertugenden zu erfüllen strebt, und in die peinlichste Verlegenheit geräth, wenn zufällig irgend ein wüster Waldgesell aus Calabrien mit ihm zusammentrifft, und alte Cameradschaft nachsuchen möchte."

Wolfgang Menzel hat Streckverse herausgegeben in Heidelberg bei C. F. Winter 1823. 231 S. 8. Er muß ein sehr guter Freund vom Hesperus sein; denn dort — in Nr. 148. S. 592 a. E. — hat ein Herr Humanus gesagt:

Die zur Ostermesse in Tübingen (Heidelberg steht auf dem Titel) erschienenen Streckverse von Menzel sind ein heller Stern am Wasserhimmel der deutschen Literatur, gediegenes Gold aus dem Schachte der Poesie und Weisheit; Diamanten, die anstatt in einer breiten Wort-Emballage versandt zu werden, selbst die Fassung à jour verschmäht haben, u. s. f.

Auf diese humane Empfehlung hin suchte Ref. diese Streckverse heraus aus seinem Novitätenpakete, und streckte sich auf seinen Sopha, um darin Verse zu lesen. Verse — was man so eigentlich Verse nennt — fand er gar nicht, von Poesie stand aber viel in der Jean-Paulisch humorisirenden autokritischen Vorrede. Er schloß daraus, daß Herr M. ein guter Kopf sey, fähig einmal etwas poetisch Gutes (so gut wie Jean Paul) auszubrüten, wenn er seine Gedanken zu Neste gewöhnen könnte, wie man die Tauben zu gewöhnen pflegt, ohne sie deßhalb am Umherfliegen zu hindern. Als einen solchen wollt' er ihn denn auch den Freunden der Kunst empfehlen, als er zu seinem Leidwesen bemerkte, daß derselbe — ein Unedler sey.

Nach dem Vorberichte nämlich zu dem Berliner Buche: Göthe in den Zeugnissen der Mitlebenden, sind nur diejenigen Edle, welche dieses Buch billigen; und dieses Buch ist ein Bienenstock, in welchen aller Lobhonig, der seit Lessing's Zeiten bis auf den Studiosus Ernst Große aus Göthe's Werken und Wesen gesogen worden, theils schon zusammengetragen ist, theils noch zusammengetragen werden soll. Aber Herr

M. ist eine **unedle** Biene, die sich herausnimmt, den Meister zu stechen, z. B. S. 112, 147.

„Mißlungene Schriften großer Autoren, wie die späteren Göthe'schen, sind uns unheimlicher, als ganz schlechte schlechter; wie die Nacht weniger grauenhaft ist, als das fahle Licht bei einer Sonnenfinsterniß."

„Der Riesenvater Göthe zeugte im Alter Zwerge, wie Osiris nach Horus, der Sommersonne, den lahmen Harpokrates, die Wintersonne."

„Göthe gleicht im Streben, universell zu sein, seinem eignen Faust; die Himmelsleiter brach mit ihm."

„Durch den Rauchfang des Lobes zieht der Teufel ins Haus."

„Göthe macht oft Seitenlang leere Worte, um darin einen einzigen kurzen Hauptgedanken recht hell hervor zu heben, und seine Schriften gleichen den Sälen der Alten, in deren Mauern nach Aristoteles leere Töpfe eingemauert wurden, den Schall zu erhöhen."

Doch auch Andere sticht diese Biene, wenn's nicht gar eine Wespe ist. Z. B.

„Fouqué ist ein bunter fliegender Fisch, der

sich immer nur kurze Zeit über dem Wasser im Sonnenlicht hält."

„In Grillparzer's Tragödie wird die arme Sappho zum zweiten Male ertränkt."

Was bedürfen wir weiteres Zeugniß? Ref. liebt zwar die Freiheit in der literarischen Welt, auch die der Wespen nicht ausgenommen, wenn ihr Stachel Geist und seine Spitze Witz ist; aber um nicht bei den Göthlichen für einen Unedlen zu gelten, muß er den Herrn W. M. trotz des guten Kopfes verdammen, Humanus mag im Hesperus sagen, was er will.

Lord Byron, empfindlich über Göthe. Ein älterer englischer Tragödiendichter war so eitel, daß er bei den gelungenen Stellen fremder neuer Tragödien immer nachzuweisen suchte, sie wären aus seinen Dichtungen entlehnt. Als er nun einmal bei der Aufführung solch eines Drama, welches ein Anderer geschrieben hatte, ein Theater-Gewitter vernahm, rief er aus: „Das ist mein Donner!" Dieser Anekdote bediente sich einmal im englischen Unterhause Hr. Canning gegen ein Mitglied der Opposition, welches gegen die damaligen, durch-

aus populären Maaßregeln der Minister nichts einzuwenden wußte, als daß sie bereits mehrere Jahre früher von der Opposition in Antrag gebracht worden. Er nannte dabei den Namen des Tragödiendichters, der mir entfallen ist, und es war unfehlbar einer von den unbedeutenden. Daß es inzwischen auch großen Dichtern begegnen kann, an jene spaßhafte Vindication des Gedanken-Eigenthums: „Das ist mein Donner!" zu mahnen; dafür hat Göthe einen Beleg geliefert. Bei der Anzeige einer Dämons-Tragödie Byrons, Manfred, sagte derselbe in seinem Journal, Kunst und Alterthum, unter andern: „Mein Faust ist in den Dichter eingedrungen," und nun hatten die deutschen Göthocoraxe nichts angelegentlicher zu thun, als in Byrons Dämons-Dramen, Reminiscenzen oder gar Plagiate aus Göthe's Faust zu entdecken. Es scheint, daß Byron von dem Göthe'schen: das ist mein Donner! und von dem Nachhall dieses Wortes in Deutschland Kenntniß bekommen; und wenn er gleich, so viel ich weiß, bei Lebzeiten nicht öffentlich dagegen gesprochen hat, so läßt doch eine Stelle in Thomas Medwins Conversations of Lord Byron in the years 1821 and 1822 Londoni, printed for

Henry Colburn 1824 Seite 210 ff. vermuthen, daß er davon wenig erbaut, ja sogar ein bischen empfindlich darüber gewesen ist. Als nämlich das Gespräch mit Medwin auf den Vorwurf der Plagiate fiel, welchen Byrons kritische Widersacher in England ihm zu machen nicht müde wurden, sagte er unter andern: „Die Deutschen, und ich denke Göthe selbst, glauben, daß ich mir große Freiheiten mit dem Faust genommen. Alles, was ich von diesem Drama kenne, habe ich lediglich kennen gelernt aus einer elenden französischen Uebersetzung, von ein= oder zweimaligem Hören einiger Bruchstücke davon, welche der Mönch Ludwig auf Englisch vorlas, als ich zu Diodati war; und aus der Harzbergscene, welche Shelley versificirte. Nichts beneide ich demselben so sehr, als daß er im Stande ist, dieses erstaunliche Product im Original zu lesen. Was aber die Originalität anlangt, so hat Göthe zu viel Verstand, um zu behaupten, daß er andern Autoren, alten und neueren, nichts zu verdanken habe, denn wer hat das nicht? Man sagt mir, der Plan des Stückes gehöre fast ganz dem Calderon. Das Fest, der Scholar, das Argument des Logos, die Selbstverschreibung an den Teufel, und nachmals das Läugnen seiner Gewalt, die Verklei=

dung in einen befederten Cavalier, der Zauberspiegel — das Alles sei vom Cyprian (in Calderons Magico prodigioso.) Dieser wunderthätige Magus muß lesenswerth seyn, und Niemand scheint etwas davon zu wissen, als Sie und Shelley. Die Geistererscheinung sodann ist der in Marlow's Faustus nicht unähnlich. Die Bettscene ist aus Cymbeline; das Liedchen oder die Serenade eine Uebersetzung des Liedchens der Ophelia im Hamlet, und mehr als alles, der Prolog ist aus dem Hiob, welcher das erste Drama in der Welt ist, und vielleicht das älteste Gedicht. „Ich sagte ihm," fährt Medwin S. 212 fort, „daß Japhet's Selbstgespräch in Heaven and Earth und die Anrede an die Gebirge des Kaukasus denen des Faust sehr ähnlich wären." Er antwortete: „Ich werde nach und nach Ausleger genug bekommen, meine Gedanken zu zerlegen und Eigenthümer dafür zu finden." Auszüge genug hat, wenn ich nicht irre, das Morgenblatt aus Medwin's Buche übersetzt, aber diese Stelle entsinne ich mich nicht dort gelesen zu haben. Gleichwohl ist sie für die deutsche Literatur nichts weniger, als uninteressant. Wollen die Götheschreier nicht ihre Stimme erheben gegen diese ihrem Meister

angethane Unbill? In Hinsicht des Magus, von Calderon wenigstens, ist der Vorwurf der Entlehnung, welchen Byron's Referenten Göthen gemacht haben sollen, offenbar ungerecht. Das genannte Drama Calderons kann sich an Reichthum der Gedanken und der Weltansichten mit Göthe's Faust durchaus nicht messen und neben Göthe's Mephistopheles ist der Teufel des spanischen Dichters ein armer, wenn nicht gar ein dummer Teufel. Doch mag er allerdings den Schriftgelehrten und den Moral-Aesthetikern leicht besser gefallen: denn die tugendhafte Justina entgeht seinen Klauen, ohne wie Göthe's Gretchen zu fallen, und Cyprianus, welcher dem Beelzebub für die reizende Justina seine Seele verschrieben hat, entkräftet die Verschreibung, indem er „Gott den Leib verschreibt," d. h. mit Justinen als Märtyrer für den christlichen Glauben stirbt.

Byron's Kain. Wer hat nicht zu seiner Zeit etwas von dem lärmenden Eifer gehört, mit welchem die Kunstrichter Englands über ihren berühmten Landsmann Byron herfielen, als er sein Drama Kain hatte drucken lassen?

Er tönte auch in deutschen Journalen wieder und unsere Moral-Aesthetiker stimmten fleißig ein. Sie wurden ein wenig still, als Göthe den Moniteur des allerchristlichsten Königreichs vom 23. October 1823 in der Hand, in Kunst und Alterthum Bd. 5, Heft 1 nicht nur als Vertheidiger, sondern als Bewunderer des Werks auftrat. Aber das änderte wenigstens die Meinung derer nicht, welche der Insurgent von Lieme gegen die Moralität von Göthe's eignen Werken mißtrauisch gemacht hatte und das große Publicum konnte sein Richteramt nicht üben, weil das Gedicht noch nicht in deutscher Sprache vorhanden war. Jetzt ist es übersetzt in der Zwickauschen Taschenbibliothek der ausländischen Classiker (Nr. 140. 1825) und von wem? Von einem Frauenzimmer, von Elisen von Hohenhausen. Was eine Frauennatur zu dieser Arbeit locken konnte, würde schwer zu errathen seyn, wenn nicht die Uebersetzerin selbst im Vorworte zu erkennen gegeben hätte, daß es — die Schlußworte des Gedichtes gewesen, auf welche Göthe aufmerksam gemacht hatte. Bekanntlich hatte derselbe a. a. O. die Aeußerung einer Freundin referirt: „Alles, was religiös und sittlich in der Welt gesagt werden kann, ist in den

drei letzten Worten des Stückes enthalten." Wer die Zwickau'sche Uebersetzungsbibliothek zur Hand hat, der wird finden, daß diese drei letzten Worte so lauten: „Beide gehen ab." Unter den „Beiden" sind gemeint Kain und sein Schwesterweib Adah. Sie gehen beide ab, weil Adah den von Gott gebrandmarkten, mit Eva's Fluche beladenen, ins Elend wandernden Brudermörder nicht verlassen kann. Darin hat nun eben Göthe's ungenannte Freundin die Quintessenz alles Religiösen und Moralischen gefunden, und mit ihr auch die Uebersetzerin: „denn," sagt sie, „der Verzweifelnde erhält in Adah's treuer Liebe ein Pfand, daß die göttliche Barmherzigkeit ihn nicht aufgegeben hat." Diese treue Liebe war es also vermuthlich, welche die Uebersetzerin anzog und über die Bedenklichkeit hinweg hob, eine Dichtung zu übertragen, die man als verrucht und gotteslästerlich verschrien hatte. Diese geistreiche, gemütherschütternde und mild beschwichtigende Composition — immerhin mögen die Orthodoxen dagegen einwenden, daß sie mit dem Buchstaben der h. Schrift nicht übereinstimme, indem in dem vierten Kapitel des ersten Buchs Mose weder geschrieben steht, daß der Satanas den Kain zu der That verleitet,

noch daß Kain vor dem Morde schon sein Weib erkannt und Kinder gezeugt habe, noch daß die Schwesterfrauen Kains und Abels, Adah und Zillah wie die beiden Weiber des polygamischen Lamech geheißen. Wer aber in derselben eine unchristliche oder gar gotteslästerliche Hauptidee finden will, der muß mehr als orthodox, und wenigstens siebenmal moral-ästhetischer seyn, als alle diejenigen zusammen genommen, welche Göthe's Faust verdammt haben. Luzifer lästert Gott; Kain, der Verirrte, zweifelt an seiner Gerechtigkeit, Güte und Liebe; aber der Tragöd' nicht und der Ausgang des Drama straft jene Beiden Lügen. Der Herr bewährt seine Gerechtigkeit durch Bestrafung der mitleidswerthen Schuld, seine Güte und Liebe durch den Trost, den er dem Leidenden läßt, durch die Frist, die er ihm giebt; sein Herz zurück zu wenden zum Wahren und Guten. Aber daß die Tragödie nicht christlicher und zu gleicher Zeit auch poetischer seyn konnte, das möcht' ich troß Göthe's freigebiger Bewunderung keinesweges behaupten. Sie würde nach meinem Gefühl beides seyn, wenn der Dichter, der so viel Geisteskraft an die psychologische Darstellung des Unglaubens verwendet hat, es nicht vernach-

lässiget hätte, eben so kräftig das Gegenbild, den Glauben, darzustellen. Jenen hat er auf das Kunstreichste motivirt mit voller innerer Wahrheit gezeichnet, als lebende Gestalt dargestellt. Dieser steht in dem Gemälde blind da; ein wehrloses, nicht mit Gründen bewaffnetes Postulat; ein trocknes Product des Gehorsams und der Furcht. Gleichwohl hat der Glaube, der ächte Glaube, eben so tief greifende Wurzeln im reinen Gemüthe, als der Unglaube im unreinen; und der edle Baum streckt seine Zweige eben so hoch hinauf in die Region des Denkvermögens, als der unedle. In summa, Byron hat vollständig mit Kain, auch mit Adah empfunden, aber weder mit Adam und Eva, noch mit Abel und Zillah. Daher leben jene im Gedicht vom Anfang bis zu Ende, diese sind bis zur Katastrophe wenigstens bloß vorhanden, ohne nach dem Kunstgesetz auf uns zu wirken. Daher entsteht der Schein, als ob der Dichter uns nur für jene hätte gewinnen wollen. Bei etwas mehr dramatischem Tacte würd' er denselben vermieden, er würde gefühlt haben, daß er unserem Gemüth die Leidenden und namentlich das Opfer der Uebelthat eben so nahe bringen mußte, als den Uebelthäter, da er einmal

einen Aristotelischen Helden, einen mitleidswerthen aus dem Letzteren machen wollte. Auf Göthe's Ausspruch: „Wollte Lord Byron einen Kain schreiben, so mußte er ihn so behandeln, sonst lieber gar nicht,“ läßt sich daher füglich antworten: Zugegeben, aber er hätte nicht bloß den Kain, sondern auch den Abel behandeln sollen.

Lessing's Urtheil über Göthe. In der Zeitschrift, dem Gesellschafter, vom Professor Gubitz zu Berlin 1827, Nr. 87 befindet sich ein Aufsatz; überschrieben: Erinnerungen an Lessing, von Franz Horn, worin Folgendes gesagt wird: „Ueberhaupt erhielt in dem letzten Jahrzehent seines (Lessing's) Lebens nur ein einziges deutsches Drama seinen ganzen Beifall, Götz von Berlichingen, den er nicht bloß herzlich liebte, sondern auch gegen eine höchst einseitige Kritik seines sonst sehr geschätzten Ramlers lebhaft, ja bitter vertheidigte. — Daß er, wie billig, auch Göthe's wahrhaftes, wenn auch damals noch nicht vollendetes Genie anerkannte, versteht sich ganz von selbst.“ So wird in einer „Erinnerung an

Lessing" berichtet: Daß die begeisterten Verehrer des großen Dichters Alles ausspüren, wodurch sie dessen Ruhm zu erhöhen glauben, ist gewöhnlich und begreiflich, und freilich würde Lessing's Beifall, wie überall, auch hier von großem Gewicht seyn. Um so mehr wäre zu wünschen gewesen, daß Hr. F. Horn in jener „Erinnerung" seine Quellen angezeigt haben möchte. Denn in der Sammlung der Lessing'schen Schriften findet sich, meines Wissens, von jener „herzlichen Liebe und dem ganzen Beifall" keine Spur, wohl aber vom Gegentheile. Auch die von seinem Bruder erzählte Anekdote, wenn sie anders ächt ist, würde dafür nichts beweisen. Lessing soll Leisewitzen's Julius von Tarent anfangs Göthen zugeschrieben, und als ihm dagegen Zweifel aufgestellt wurden, ausgerufen haben: „Desto besser, so haben wir zwei Göthe!" (L. Leben, B. 1. S. 423.) Es sei erlaubt eine sicherere Verbürgung zu verlangen, daß Lessing diese beiden in Auffassung des Stoffes, in Darstellung und Styl so ganz verschiedenen Dichter habe verwechseln können. Insbesondere ist von einer Vertheidigung Lessing's gegen eine Kritik Ramlers, — (Wo ist diese Kritik zu suchen? Mir sind nur folgende Beurtheilungen

aus den kritischen Werken jener Zeit bekannt. Die eine findet sich im Deutschen Mercur (Jahrg. 1773. B. 3. S. 267). Sie ist sehr seicht, und G. v. B. wird darin das „schönste interessanteste Monstrum" genannt. Auf sie bezieht sich ein Aufsatz Wieland's (Ebend. Jahrg. 1774. B. 6. S. 321 f.), der, wiewohl damals durch Göthe's „Götter, Helden und Wieland" verletzt, dennoch unpartheiisch und geistreich von jenem Schauspiel urtheilt, und sich über manche damals gangbare Vorurtheile der Kritik erhebt. Flüchtig und anpreisend sind zwei andere Recensionen in der allgemeinen deutschen Bibliothek (B. 27. S. 361) und in Schirach's Magazin der deutschen Kritik (B. 3. S. 120, vergl. S. 168) — wenigstens in dem gedruckten Briefwechsel derselben, nichts zu entdecken, ein paar nachher anzuführende Worte ausgenommen, welche nichts weniger als eine lebhafte oder gar bittere Kritik enthalten. Ueberhaupt ist in Lessing's Werken von Göthe, und namentlich von dessen Götz, nur einigemal in folgenden Stellen, — und ich glaube nicht, eine übersehen zu haben, — die Rede. „Ich habe," so schreibt er an seinen Bruder, „Deine Stücke eigentlich noch nicht gelesen. Wenn Dich dieses zu sehr befremdet,

so muß ich Dir sagen, daß ich den Götz von Berlichingen auch nur erst seit gestern gelesen habe, und noch nicht einmal ganz." (Sämmtliche Schriften, B. 30, S. 288.) „Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke selbst französisch urtheilt, so geschieht ihm schon Recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet. Hast Du Göthe's Farce wider Wielanden gelesen?" (Ebendas. S. 309 f.) „Schwerlich werde ich Dir auf das viel zu antworten haben, was Du mir von gelehrten oder theatralischen Vorurtheilen geschrieben. Ich bin meistentheils Deiner Meinung. Die Letzteren haben längst aufgehört mich zu interessiren und nicht selten gereichen sie mir zu dem äußersten Ekel. Recht gut; sonst liefe ich wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Göthen, trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden. (Ebend. S. 329.)

Noch erwähnt Lessing der „Leiden Werthers,“ in einem Briefe an Eschenburg, worin er diesem „tausend Dank für das Vergnügen sagt, welches ihm die Mittheilung dieses Romanes gemacht habe.“ Er nennt ihn „ein warmes Product,“ wovon er aber mehr Unheil als Gutes erwarte, und über den Helden desselben urtheilt er: „Solche kleingroße, verächtlich-schätzbare Originale hervor zu bringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß.“ (B. 27, S. 64 f.) Es ist seltsam genug, daß in dem wunderlichen Buche: „Göthe in den Zeugnissen der Mitlebenden“ (Berlin b. Dümmler 1823) gerade diese Stelle, und der Schluß der vorhergehenden (vom Anbinden und vom Pochen auf das Genie) als Lessing'sche Zeugnisse für Göthe angeführt worden sind, weiter aber keine Sylbe. Hätte Lessing wirklich irgendwo so beifällig über den Götz v. B. geurtheilt, als Fr. Horn meint; sollte das wohl der Göthocorax, welcher jene „Zeugnisse“ sammelte, übersehen haben?

Lotten's Geständnisse, aus dem Englischen nach der fünften amerikanischen Ausgabe, sind zu Trier bei F. A. Gall erschienen, zwar mit der Jahrzahl 1825, aber nach des Verlegers brieflicher Versicherung erst im Sommer 1826. Die Rede ist von Werther's Lotte. Das Bildniß einer hübschen Frau im Kostüme der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts steht dem Titel gegenüber und dabei liegt ein Facsimile der Handschrift von Charlotte Kestner, ein Stammbuchsblatt mit dem Datum: Wetzlar 1787. Die Geständnisse, nicht nur unschuldig, sondern sogar religiös, sind in Briefe Lotten's an eine vertraute Freundin eingekleidet, und sollen theils vor, theils nach Werther's Tode geschrieben seyn. Der ungenannte Uebersetzer will sie in Amerika gefunden haben, nämlich gedruckt, in englischer Sprache, und zwar in einer fünften Ausgabe. Wenn dem wirklich so ist, so sieht es fast wie ein Kalenderspiel des Büchersatums aus, daß sie in Deutschland erscheinen, nachdem Göthe's Werther in einer neuen, bei Weigand 1825 erschienenen Taschenausgabe sein funfzigjähriges Auflage-Jubiläum gefeiert hat; und wir möchten fast vermuthen, der Verleger habe die Jahrzahl 1825,

welche jene Jubelauflage des Werther führt, auch auf den Titel der „Geständnisse" und für dieselben das nämliche Format gewählt, um der Erscheinung ein desto mehr fatalistisches Ansehen zu geben. Daß die Briefe erdichtet sind, versteht sich von selbst. Sie sind auch gut geschrieben und schön gedacht, und wenn die Lotte, um derentwillen Werther sich erschossen haben soll (man hat neuerlich wieder das Gerücht aufgefrischt, daß er es gethan habe, weil er in einer Gesellschaft von Adeligen verächtlich behandelt worden, s. Schütz Göthe's Philosophie, Band 7) — wenn die Lotte, sagen wir, so gewesen wäre, wie Göthe sie gezeichnet hat, so könnte sie diese Briefe wirklich geschrieben haben, obschon sie durchaus von antigöthistischer Tendenz sind. Wer sich davon überzeugen will, darf nur die mit übersetzte Vorrede des Engländers lesen. Er nennt S. VI Werther's Leiden ein Buch, welches nicht allein den Selbstmord in Schutz nimmt, sondern auch, so weit es des Verfassers Talenten nur gelingen wollte, dieses entsetzliche Verbrechen rechtfertigt und sogar zur Nachahmung empfiehlt. „Doch der Verfasser," fährt er fort, „nicht zufrieden, ein Verbrechen empfohlen zu haben, hat sich

bemüht, aller Religion einen heftigen Stoß zu versetzen." (Hier führt er Stellen aus Werther's Leiden an, z. B.: Ich ehre die Religion, das weißt du, ich fühle, daß sie oft manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist; aber kann sie, muß sie denn das einem jeden seyn? Wenn du die große Welt ansiehst, so siehst du Tausende, denen sie es nicht war, Tausende, denen sie es nie seyn wird, gepredigt oder ungepredigt.) „Wer sieht nicht, daß diese Aeußerung als Scheingrund zur Verwerfung aller Religion dienen soll? Solche Grundsätze sind in einem Werke verwebt, welches berechnet ist, das Gemüth mächtig zu ergreifen, und in welchem der Held der Geschichte ganz jenen Grundsätzen gemäß handelt. Doch ich darf hoffen, daß die Handlung selbst die Irrigkeit und Nichtigkeit jener Vernünftelei zeigen wird, und ich traue dem Leser ein zu richtiges Urtheil zu, um die angeführte Stelle erklären zu müssen. Die darin liegende Sophisterei springt zu hell hervor, um ein von aller moralischen Bildung nicht ganz entblößtes Gemüth mißleiten zu können. Und doch ist es geschehen, mit schmerzlichen Gefühlen sage ich es, daß jene Sophistereien, außer dem Einfluß

des Beispiels, den Untergang von Personen, besonders des zartern Geschlechts, zur Folge gehabt haben, welche, wären sie unbekannt damit geblieben, durch ihre Tugenden und ihre Vorzüge in ihrem Innern glücklich und für die Gesellschaft eine Zierde geworden seyn würden. Es würde das Gefühl verwunden, wenn ich einzelne Fälle anführen wollte, doch kann ich zur Unterstützung des Gesagten mich nicht enthalten, der in Englands Hauptstadt allgemein bekannten Thatsache zu erwähnen, daß eine junge und liebenswürdige Dame, welche zu rasch nach dem unbekannten Lande sich hinüber wagte, Werther's Leiden unter dem Kopfkissen hatte, als man sie im Todesschlafe fand. So schleudert der Mann von Geist in einer Erzählung, einem Gedichte oder einer Fabel die Feuerbrände des Unglaubens in die Gesellschaft und bewaffnet seine Mitgeschöpfe mit Verzweiflung den Streichen des Todes zuvor zu kommen. Indem er eine ungewöhnliche Freisinnigkeit an den Tag zu legen sich bestrebt, zeigt er die Schwächen ohne die Tugenden jener klösterlichen Wahnbegriffe, welche die Welt als einen Schauplatz des Jammers und immerwährender Leiden darstellen. Es ist hier nicht der Ort, eine Meinung zu wi-

derlegen, — wäre sie anders einer Widerlegung werth — welche, wie ich fest überzeugt bin, Kopf und Herz eines jeden meiner Leser als irrig verwerfen werden. Sehr geschickt hat der Verf. es verstanden, seinen Helden als tief von religiösen Gesinnungen durchdrungen erscheinen zu lassen; denn hätte er jene, solchen Gesinnungen so ganz widersprechende, Meinungen, ohne irgend eine sophistische Vertheidigung hingestellt, so würde er seine Leser eher zurückgestoßen als verlockt haben, Anhänger jener finstern Hoffnungslosigkeit zu werden, welche den Dolch zum Selbstmorde wetzt. Es ist überflüssig, zu bemerken, daß der, der wirklich von religiösen Gesinnungen durchdrungen ist, nicht leicht irgend eines Verbrechens, am wenigsten des größten von allen, schuldig befunden werden wird. Aus der Vorrede zu den Leiden des jungen Werther's wissen wir, daß der Verfasser von Jenen, welche unverständigerweise ihm selbst die irrigen Ansichten seines Helden beigemessen hatten, der Vertheidiger des Selbstmordes genannt worden sey. Durch diese Unterscheidung wird nichts geändert. Wenn der Verfasser seinem Helden jene Ansichten gab, so waren sie sicherlich seine eigenen; (!?) und wenn sie irrig sind —

mögen sie gehören, wem sie wollen — warum werden sie ohne ihr Gegengift verbreitet?" Dieses Gegengift wird denn nun hier geliefert, und es ist gut, daß es Lotte selbst dem Publicum eingiebt, welches 50 Jahre lang vergiftet worden ist. Auf diese Art kann es hier und da wirken; aber die Forderung, daß Göthe selbst es gleich dem Gifte hätte beimischen sollen, beweist klar, daß der Autor von den Mysterien der belletristischen Apotheke eben so wenig versteht, als die Herren Pustkuchen, Wessenberg, Clodius, und wie sonst Göthe's moral-ästhetische Widersacher heißen mögen. Gegengift giebt und nimmt man nach dem Gifte. Werden beide untereinander gemischt; so verliert jenes seinen Reiz für den Geschmack, und dieses den besten Theil seiner Wirkung. Alles, was im gegenwärtigen Falle noch geschehen könnte, wäre etwa, daß Göthe in der privilegirten Ausgabe seiner Omnium (welche jedoch der hohe deutsche Bundestag ipso facto für durchaus moralisch-unschädlich erklärt hat) diese Geständnisse gleich hinter dem Werther mit abdrucken ließe, wodurch die 40 Bände desto eher voll werden würden; denn das Büchlein hat 241 Blattseiten. Thut er es nicht, nun so kann sich ja ein Jeder den Weigand'schen Wer-

ther und die Gall'schen Geständnisse kaufen und beide zusammenbinden lassen. Wir wollen sie wenigstens in unsrer Bibliothek neben einander stellen, damit der Werther nicht etwa einen darin befindlichen verliebten Roman zu der Narrheit treibe, sich zu erschießen. Auch soll künftig der Faust des Herrn Dr. Schöne neben Göthe's Faust und die Schöne'sche „Macht der Leidenschaften" neben die „Schuld" kommen, welches hoffentlich unter unsern Büchern allen Selbstmord und andere dergleichen Gottlosigkeiten verhüten wird.

Tasso's Befreiung, ein dramatisches Gedicht von B. S. Ingemann, aus dem Dänischen übersetzt von H. Gardthausen, Leipzig bei Cnobloch 1826, 180 S. 8. ist als eine Fortsetzung von Göthe's Tasso zu betrachten und ohne diesen kaum verständlich. Göthe's Werk ist eine Dichtung voll der feinsten Charakteristik und der tiefsten gründlichsten Psychologie; aber als Drama betrachtet, ist es offenbar nur die Hälfte eines Drama, und zwar die schwächste: von der Exposition bis zur Peripetie. Die zweite, von der Peripetie bis zur Kata-

strophe, könnte ihrem Stoffe nach viel mehr dramatische Kraft haben, aber der Däne hat sich sehr schlecht darauf verstanden, dieselbe aus dem Stoffe zu entwickeln. Tasso im Irrenhause, in Gefahr, wirklich toll darüber zu werden, daß man ihn für toll hält, weil er eine Fürstin zu umarmen gewagt hat, die ihn liebte; befreit aus dieser schmachvollen Haft, aber nicht ausgesöhnt mit dem empörenden Geburtsstolze, der seiner Liebe und zugleich seinem Dichterstolze feindlich entgegen steht; und mit der Geliebten untergehend in diesem Kampfe der Natur mit der Convenienz durch eine dramatisch wirksame That — ein solcher Tasso hätte gar wohl zum tragischen Heros getaugt, wenn er gleich nicht füglich ohne Abweichung von der Geschichte dazu gemacht werden konnte. Aber wer verwehrte Herrn J. diese Abweichung? Er hat aus der geschichtlichen Katastrophe ein Drama gemacht, welches noch ungleich schwächer als die Göthe'sche Hälfte wirkt, obschon Zigeuner, Carnevals-Masken, Mordthaten und Volksscenen darin vorkommen. Die meisten Scenen sind nur Gespräche, bei denen man fragen möchte wie S. 111 der Zigeuner: „Wohin soll diese lange Rede führen?" Es ist daher schwer zu errathen,

was Herrn Gardthausen angelockt haben kann, das ausländische Erzeugniß in deutsche Verse zu übersetzen.

---

2. Ueber Tieck.

Bekanntlich liegt der Dramatarch L. Tieck mit seinen neuen dramaturgischen Blättern und mit seinen Tieckianern nicht nur gegen einige lebende Tragöden, sondern auch gegen Schiller im Felde und beschießt die unsterblichen Kinder seiner tragischen Muse. Da ist nun auf einmal der bejahrte achtungswerthe Kunstrichter Johann Friedrich Schink (in Sagan), bekannt als ein tapferer Kämpe, durch seine vormalige, kräftige, zum Theil parodistische Opposition gegen Göthe's Götz von Berlichingen, mit einem Bataillon von Kritiken der Schiller'schen Tragödien in der Flanke der Tieckianer aufmarschirt, und hat eine eben so würdige als imposante Stellung genommen. Unter dem Titel: Friedrich Schiller's Don Karlos, Maria Stuart rc. rc. ästhetisch, kritisch und psychologisch entwickelt von J. F. Schink, Dresden und Leipzig bei Arnold 1827. 135 S. gr. 8., hat er seine älteren, in der allgemeinen

deutschen Bibl. erschienenen Analysen der Schiller'schen Tragödien gesammelt, verbessert, mit einer neuen (der Braut von Messina) vermehrt, und in Reih' und Glied gestellt. Sie stehen da so gerade und ruhig als gält' es bloß eine Wachtparade, und als hätten sie daher keine Patronen in den Taschen; aber ihre Fahne, gelb und schwarz (wir meinen den Umschlag des Buchs), giebt es hinreichend zu erkennen, daß sie nicht in friedlicher Absicht gekommen sind; denn auf derselben sind folgende Worte zu lesen: „Schiller's dramatischer Genius, gerechtfertigt gegen den Miß- und Unverstand des Zeitalters." Und unter diesen Worten steht mit Mottoschrift: „Der Genius eines großen Dichters kann zuweilen schlummern, aber nie s c h n a r c h t er. Nur poetische Schwindel- und Querköpfe — von Haus aus in eine lethargische Dumpfheit versunken — schnarchen, und schnarchen jeden an, der nicht m i t schnarcht." Ja, wenn auch diese Fahne noch einigen Zweifel über die kriegerische Intention des Aufmarsches übrig lassen könnte; so würde ihn doch das dem Buche angehängte Manifest heben, wo es, nachdem von einer anspruchlosen und ruhig prüfenden Kritik die Rede gewesen, unter andern heißt: „Von

einem ganz andern Schlage ist der größte Theil der zur Zeit hausirenden Urtheilssprecher. Ich darf sie wohl die Hausirenden nennen, denn sie treiben mit der Kritik einen wahren Trödelhandel, besonders die sogenannten Dramaturgen. Man lese nur die Theaterberichte unserer Tageblätter, wie selten läßt sich in ihnen eine gediegene, tiefschöpfende Stimme hören! Keckes in den Tag hinein behaupten, dreiste Machtsprüche, übermüthiges Herabwürdigen alles dessen, was nicht aus ihrer Schule stammt, vornehmes Verkaufen des schon längst Gesagten, als etwas ganz Neues, von ihnen Ausgegangenes, Behauptungen ohne Erweis und Bestand als ausgemachte Wahrheit in die Welt hingeschrieben; Radotage für Raisonnement gebend, und in einem Hoffartstone, als wären sie die alleinigen Besitzer aller dramaturgischen Weisheit; daß sind die charakteristischen Eigenthümlichkeiten ihrer angemaßten kritischen Oberherrlichkeit. Nur zu gut kennen diese Herren die Masse des gegenwärtigen Publicums. Je ungereimtere Dinge sie ihr weiß machen, je mehr es gegen den gesunden Menschenverstand streitet, desto mehr findet es, weil es wahrhaft neu und unerhört ist, Eingang und Glauben. Da

sitzen sie denn auf ihrem delphischen Dreifuße in ihrer kritischen päpstlichen Unfehlbarkeit, und ihre Jünger rufen ein gläubiges Amen! Indeß giebt es doch noch Leute, die nicht blind glauben, sondern prüfen, und eben so fehlt es nicht an Richtern der Kunst, die in das Allerheiligste derselben eingedrungen, unbestechlich von Schule und Parthei, nur das Wahre und Rechte an das Licht fördern. Das muß uns trösten, so wie die Erfahrung, daß kein Götzendienst lange besteht, und so auch der Tanz um das goldne Kalb des Zeitgeschmacks und des Zeitglaubens ein Ende nehmen und das Rechte und Wahre wieder den Sieg gewinnen wird. Uebrigens ist in diesem Geständnisse von keiner Beziehung auf Personen die Rede, es gilt nur dem Unheile, wie es da liegt, weit davon entfernt, irgend einem Individuo den Fehdehandschuh hinwerfen zu wollen."

Der dramaturgische Großsultan von der Oberelbe, L. Tieck, hat den neueren deutschen Theaterdichtern, welche das Unglück gehabt haben, in den letzten Decennien einigen Beifall zu finden, einen moral-ästhetischen Vernichtungskrieg erklärt,

und sofort eine Batterie vom allergröbsten Kaliber, von wahren türkischen Dardanellen-Kanonen, auf die verwegenen Feinde spielen lassen. Aufgepflanzt, oder eigentlich — wie die berühmte Dardanellen-Kanone, — eingemauert, ist die Batterie in der neuen Dresdener Zeitschrift der Herren Kraukling und F. Kind. Mit dem ersten Schusse wurde, zum Schrecken des ganzen feindlichen Heeres, der arme, jetzt von allen Seiten so hart bedrängte Clauren, zu Boden geschmettert. „Es hatte einmal das Ansehen," hieß es, „als wenn Clauren sich fürs Erste der Bühne mit seinem Lustspiel bemächtigen würde. Aber obgleich die ausgesprochene Verachtung dieser Gemeinheiten anfangs auffiel, so ist es doch in den wenigen Jahren schon dahin gekommen, daß sich die Bühnen dieser Stücke schämen, und der Zuschauer die unzusammenhängende Farce langweilig findet." Hierauf spricht der Sultan von den Ritterstücken: Wittelsbach, Agnes Bernauer, der Thoringer rc. „Es ist zur Mode geworden, mit Verachtung auf sie herab zu blicken," sagt er, „aber ist denn die neuere Secte oder Schule, welche Tragödien liefert, etwa besser? Jene Erscheinungen einer verirrten Kraft stehen doch noch immer als

Adel und Natur den ganz verwirrten Geistesbildungen eines Müllner, Houwald und Raupach gegenüber. Wie hat man nicht auf die Räuber gescholten? Bedarf es aber wirklich einer tiefgehenden Kritik, um einzusehen, daß das Grausamste in diesem Gedicht, das Wildeste und völlig Ueberspannte, nicht dennoch Milde, Humanität, Wahrheit und Natur sey, gegen eine Schuld, Ahnfrau (Grillparzer), Albaneserin, Isidor und Olga gemessen? Wir stehen in diesen Productionen, die sich fast eines allgemeinen Beifalls erfreut haben, auf einem so sonderbaren Punkt roher Barbarei, daß sich in früheren Zeiten kaum etwas Aehnliches, selbst in Paris, während der Revolution, auf dem Theater wenigstens nicht, gemeldet hat."

Welch ein mörderisches Feuer! Welch eine, den Feind rein von der Bühne weg rasirende Richtung! Und welch ein Wunder, daß es ein Feldzeugmeister dirigirt, der unseres Wissens von der Bühne herab noch niemals geschossen, geschweige denn getroffen hat! Doch hören wir dem Tieckischen Donner weiter zu.

„Es gemahnt den Unbefangenen (und wer ist sichtbarer unbefangen, als hier unser trefflicher Tieck?) als wollte man, um den Freund oder

die Geliebte näher kennen zu lernen, sie anatomiren, oder als gäbe sich das Skalpiren nur für ein etwas gründlicheres Herumtasten nach den gallischen Schädelorganen aus. So völlig ist aus jenen bezeichneten Gedichten die unerläßliche poetische Scham und Scheu entwichen, die den Menschen zum Menschen macht und das Gute und Edle in ihm bindet."

Wahr! nur allzuwahr! Wie ganz anders bindet Tieck in seiner neuesten Novelle: Der Aufruhr in den Cevennen, das Gute und Edle! So fürwahr, daß es sich gar nicht rühren kann, besonders in den Mord- und Mordbrenner-Scenen.

„Möchte man nicht fast glauben, diese Spectakel seien für ein Nationaltheater der Caraiben, oder von Leibeigenen selbst, im wildesten Haß gegen ihre Herren geschrieben?"

Jawohl sollte man! Raupach, es ist kein Zweifel, ist in Petersburg ein leibeigener Professor gewesen. Houwald — man hört es schon aus dem Namen herausklingen, in welchem das schauerliche Hu! der Nachteulen mit dem Walde sich verbindet — ist ursprünglich ein Nomade aus den Urwäldern von Nordamerika. Grillparzer ist höchst wahrscheinlich ein afri-

kanischer Neger, ein Nil-Schwarzer; und Müllner, das ist längst allgemein bekannt, stammt von Caraiben ab, und soll sich bloß dadurch zum Tragödienmachen stimulirt haben, daß er um Mitternacht im Geheim Menschenfleisch gefressen hat. Der Albaneserin insonderheit sieht man es auf den ersten Blick an, daß sie für ein Publicum von Menschenfressern geschrieben ist; denn sagt nicht Enrico, als er mit dem Bruder fechten will, zu seinem Vater Basil ausdrücklich:

Was? Söhne? Löwen — Löwen, alter Leu!
Nur Menschen nennt man Söhne, hier ist nichts
Von Menschheit mehr.

Das soll zwar große Leidenschaft seyn; aber daß die ganz anders beschaffen seyn muß, das wissen unsere Leser aus L. Tieck's erstem Trauerspiel, Karl von Barneck, welches sie hoffentlich alle auswendig wissen, da es schon vor vielen Jahren herausgekommen ist. Enrico's Leidenschaft ist nichts, als bestialische Begierde nach Menschenfleisch, er will den Bruder in Stücken hauen und verschlingen. Kurz, in den Werken dieser vier Tragöden ist nicht ein Atom von Humanität, und daher ist die deutsche Menschheit glücklich zu preisen, daß L. Tieck in

seiner vorliegenden Kritik die Humanität fuderweise zusammen gefahren hat. Denn irgendwo mußte sie doch endlich für die Freunde der dramatischen Kunst aufgespeichert werden. Was Raupach's Tragödie Isidor und Olga insbesondere anlangt, wovon es dem humanen Kritiker fast vorgekommen ist, als ob „ein Leibeigner im wildesten Haß gegen seinen Herrn sie gedichtet hätte;" so möchte es zwar manchen Leuten vorkommen, als ob dieser höchst humanen Aeußerung eine etwas inhumane Ansicht zum Grunde läge, nämlich die: daß die Leibeigenschaft ein Institut sei, welches ein Dichter nicht hassen, und also auch nicht in gehässigem Lichte darstellen dürfe. Aber eben in dieser Ansicht, in soferne Tieck sie hegt, liegt eine so zarte Humanität, namentlich ein so feines Gefühl von Dankbarkeit, daß man gar nicht genug darüber erstaunen kann. Denn die gedachte Ansicht ist offenbar nichts anderes, als die zu ihrer Zeit sehr bekannte Madlitzer oder Finkensteinische Ansicht. Als nämlich in den preußischen Staaten — es ist schon ziemlich lange her — die ersten Schritte zur Aufhebung der Leibeigenschaft gethan wurden, bildete sich unter dem Geburtsadel in Norddeutschland eine Opposition, an deren Spitze ein

nun hochselig verstorbener Graf von Finkenstein auf Madlitz (bei Frankf. an der Oder) sich befand, der unter andern den Satz aufstellte, daß die Leibeigenen nicht nur die Pflicht, sondern auch sogar ein Recht hätten, leibeigen zu seyn und zu bleiben. Bei, mit, und wie man wissen will zum Theil auch von diesem genialen Vertreter des heiligen Rechtes der Leibeigenen auf die ewige Leibeigenschaft, soll L. Tieck in seinen früheren Jahren eine geraume Zeit lang gelebt und den schönen Künsten obgelegen haben. Dort ist ihm unstreitig jene Ansicht aufgegangen, es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß der geniale, rechtsphilosophische Gedanke von einem Rechte auf die Leibeigenschaft in seinem Dichterkopfe entsprungen ist, und es ist eben so consequent, als dankbar, daß er der ihm zu Madlitz aufgegangenen Ansicht, wenigstens im Stillen, angehangen hat bis auf den heutigen Tag, wo endlich der, aller Leibeigenschaft abholde Dichter Raupach ihm Gelegenheit gegeben hat, dieselbe mit kritischer Humanität öffentlich auszusprechen. Dieser Umstand ist wichtig für Tieck's künftige Biographen und für die dito künftigen Commentatoren seiner theater-kritischen Schriften, die hoffentlich bis auf die späte (viel-

leicht mit der Leibeigenschaft ganz unbekannt gewordene) Nachwelt kommen werden.

Nachdem nun der dramaturgische Napoleon auf diese Art das Carré von Leibeigenen, canadischen Wilden, Negern und Caraiben über den Haufen geworfen und pulverisirt hat, rückt er mit der Batterie gegen das zahllose Heer der unwissenden Theater-Correspondenten unserer Tageblätter vor, und drückt mit der Last seines Geschützes einen Theil von Schiller's Grabhügel platt. Er sagt u. a.:

„Seit manche, die sich früher von diesen Blättern zurück zogen, hie und da ein verständiges Wort haben vernehmen lassen" (c'est-à-dire: seit Tieck in die Abendzeitung bogenlange Theaterkritiken einrücken ließ; denn welch anderes Wort, als das Tieckische, wäre denn wohl verständig zu nennen?) „verwundern sich hundert Correspondenten und Bewunderer, daß Göthe" (und also auch Tieck) „ein größerer Dichter als Schiller seyn soll: viele halten noch immer ganz treuherzig die Braut von Messina, dieses kalte Prachtstück der Redekunst mit seinen unmöglichen Chören" (welche jedoch Göthe auf dem Theater von Weimar einmal wirklich gemacht

und vortrefflich hergestellt hatte) „für das Musterbild der Tragödie.“

Das ist freilich unwissend genug; aber noch viel schlimmer ist es, daß sie von Tieck's Genoveva, Octavian u. s. w. kein Wort wissen, oder diese Stücke für ganz unmögliche Dramen halten, da sie doch geschrieben und gedruckt sind, und eben so gut in ganz Deutschland aufgeführt werden könnten, als Calderon's Dame Kobold in Dresden, die zwar dort bei der zweiten Aufführung ausgepocht worden, aber aus bloßem Eigensinn des vandalischen Publicums, und aus einer lächerlichen Opposition gegen den Geschmack seines souveränen Dramaturgen.

Um den Schimpf zu rächen, welcher an besagtem Orte dieser Dame widerfahren ist, scheint der tapfere Ritter von la Mancha eigentlich den gegenwärtigen Feldzug eröffnet zu haben. Das ist romantisch, aber von Seiten der Kriegskunst ließe sich gegen die Operation Manches einwenden. Divide et impera! Fünf namhafte Gegner auf einmal anzugreifen, war nicht kriegsklug. Zwar ist es nicht wahrscheinlich, daß sich dieselben zu einer Vertheidigung vereinigen werden; aber jeder, selbst den Caraiben nicht

ausgenommen, hat doch sein Häuflein Anhänger in dem geschmacklosen deutschen Volke, und das macht zusammen einen Haufen, der den im Schmelzen begriffenen Haufen der Tieck-Schreier leicht überflügeln könnte. Warum hat der Sultan nicht lieber erst Einen allein angegriffen? Solatium miseris socios habuisse malorum. Diesen Trost läßt man nicht gern den Feinden. Hätte Tieck vor der Hand sich begnügt, bloß den Caraiben zu beschießen; so hätt' er schon gesiegt; denn der hätte sich bereits todt geärgert. Jetzt wird er denken: Geht's doch den viel Beliebteren auch nicht besser! Und wird nicht am Ende das Publicum denken: „Wenn der Tieck alles besser weiß, als der Mexikaner (Clauren), der Leibeigene, der canadische Wilde, der Neger und der Caraibe, warum probirt er es denn nicht einmal, es besser zu machen? Haben jene Barbaren mir (dem Publicum) den dramatischen Geschmack einmal verdorben; so begreift doch jedes Kind, daß derselbe nicht durch tief gehende Kritik, die ich nicht lese, wieder hergestellt werden kann, sondern nur durch bessere Dramen, die ich anschauen kann; und wem käme es wohl mehr zu, dergleichen zu dichten, als diesem Tieck, dem jetzt ein Theater zur Aufführung zu Gebote

steht, wie einst Schillern und Göthen? Thut er es nicht, so glaube ich, er kann's nicht, und kümmere mich den Teufel um seine tiefgehende Kritik, und um alle die Narren, die mit seinem tiefpflügenden Kalbe pflügen."

So wird das Publicum denken, auch sprechen wohl. Und in Wahrheit, ein Kritiker, der das Maul so gewaltig voll nimmt, sollte wirklich aufs Bessermachen denken. Tieck riskirt sonst, auf seinem theaterpraktikablen Bretterthrone sich auszunehmen, wie Sancho Pansa, als man ihm die Insel zu regieren gegeben hatte.

Und der Müllner und Tieck
Kriegen sich auch beim Genick,
Und herum im Kreis,
Von Aristarchen-Wuth heiß,
Boxen sich die Dramaturgen,
Daß erzittern des Blocksberges Burgen.

Parodie von Schiller's Handschuh in der neuen Hamburger Teufelszeitung, Nr. 2.

Seitdem Ludwig Tieck Director, oder wenigstens „Directions-Organ" des Dresdener Theaters geworden ist, hat der größte Theil der dortigen

Theaterfreunde, wenn auch meistens nur unter sich, die Wachtel-Frage aufgeworfen:

Dic cur hic? Was will Tieck?

Es ist, mit Erlaubniß zu sagen, eine einfältige Frage. Dürfte in Dresden die Schuld noch aufgeführt werden, welche vor ungefähr 14 Jahren Theodor Hell dort auf die Bühne brachte; so wüßte das ganze theatralische Dresden auch die rechte Antwort darauf. Sie steht in — ich weiß nicht gleich welcher? — Scene des letzten Actes:

Großes muß er unternehmen,
Sich am eignen, stolzen Werke
Aufzurichten von dem Falle.

Aber man hätte auch ohne die „Schuld" darauf kommen können. Tieck ist ein großer Mann, und wenn ein großer Mann überhaupt etwas will, was kann er Anders wollen, als Großes? „Was aber?" Kleine Geister sind es, die so fragen. Taube Geister sind es! Er hat es ja selbst deutlich gesagt. Freilich nicht in seinen dramaturgischen Blättern, die bloß Fehdebriefe an die „neueste Tragödensecte" zu seyn scheinen; wohl aber in seinem Briefwechsel mit dem sel. Solger, den er selbst hat drucken lassen. Da stecke man nur die Nase hinein! Bd. 1. S. 269

schreibt Tieck an Solger: „Ich fürchte, daß viele meiner Freunde mich tadeln werden, daß ich in so wichtigen bedrängten Zeiten (im Februar 1813) die Spiele meiner Jugend wieder vorsuche und nirgend in jenen ahnungsvollen Ton einstimme, den wir jetzt von so vielen edlen Geistern hören. Doch sind Plane zu vielen Schauspielen aus der deutschen Geschichte in meiner Seele fertig, und ich werde Diese mit besonderer Liebe ausarbeiten, um meinen Landsleuten zu zeigen, daß ich mich wohl zu ihnen rechne." Seite 328 Solger an Tieck: „Denken Sie nicht im Ernst an die Tragödien aus der deutschen Geschichte? — Nichts Schöneres könnte ich mir denken, als so Ihre Kaisertragödien in der Handschrift zu lesen;" und S. 339: „Wie steht es mit Ihren Werken, besonders mit dem Gedanken der deutschen historischen Schauspiele?" Seite 343 Tieck an Solger: „Meine deutschen Tragödien schreibe ich wohl einmal, wenn ich nicht bald sterbe." Seite 693 Derselbe an Denselben: „Sie wünschen noch, ich soll für das Theater etwas arbeiten. Lebte nur Fleck noch! Sähe ich nur irgendwo ein Talent! Gelänge es mir nur, meine Einrichtung der Bühne populär zu machen, ohne welche, nach meiner

Ueberzeugung, durchaus nichts Großes lebendig erscheinen kann! Sie lächeln vielleicht, wenn ich auf das untergegangene Bretergerüst eben so viel in England schiebe, als auf den Mangel an Dichtern und Sinn, ja, wenn ich zu glauben nicht ungeneigt bin, daß dieser Mangel großentheils vom verlorenen Theater entstanden ist, und daß er uns in Deutschland an der Hervorbringung ächter Werke gehindert hat. Wir sind einmal auf den Kasten reducirt — und meine Versuche eingesperrt, aus dem Zusammenhange gerissen, in diese Bude hinein! Warum denn historische Schauspiele, warum denn Sachen, die mir die liebsten sind, und die ich recht eigentlich für wahre Deutsche und Freunde der Poesie dichten möchte; wenn ich nicht mehr da bin? Machen Sie mich zum unumschränkten Theaterdirector, dann gebe ich Ihnen mein Wort, nichts Anderes mehr zu arbeiten. Denken Sie Sophokles und sein Chor in unsre Bühne hinein! (schauderhaft!) So ist es mir ebenfalls mit Shakspeare und allem Aechten."

Wer kann nach Lesung dieser Stellen noch fragen: Dic cur hic? Was will Tieck? Wer findet nicht darinne die dreifache Antwort:

1. Tieck will eine neue, oder vielmehr die

einzig ächte dramatische Poesie gründen, und zwar durch Kaisertragödien.

2. Da aber diese Kaisertragödien auf der jetzigen Bühne nicht aufgeführt werden können; so wird eine neue, der altenglischen sich nähernde Bühneneinrichtung nothwendig.

3. Um diese Einrichtung zu bewirken und populär zu machen, will Tieck unumschränkter Theaterdirector werden.

Das will Tieck, und Alles, was er seit dieser Zeit, ja Alles, was er vom Anbeginn seiner Autorlaufbahn gethan hat, ist nichts Anderes, als ein eifriges Fortschreiten zu diesem Ziele gewesen.

Die Hamburgische Teufelszeitung ist im Januar 1828 wirklich erschienen, und wenn jährlich nur ein Dutzend Nummern davon so gut gefüllt werden, als die zweite (vom 12. Jan.), so können wir den redigirenden Teufel nicht genug loben. Der „Neudeutsche Dramaturgenkrieg auf dem Blocksberge," ein Gegenstück zu dem altdeutschen Dichterkriege auf der Wartburg, und zugleich eine Parodie von Schiller's Handschuh, ist ein Meisterstück in ihrer

Art, und wir haben darüber laut lachen müssen, obschon dasselbe zum Theil auf unsere Kosten verfertiget ist. Dieser Umstand berechtigt uns gewissermaßen es der Teufelszeitung nachdrucken zu lassen. Hier ist es:

Vor seiner Hof=Akademie,
Um selbst zu präsidiren sie,
Saß Satanas,
Und um ihn seine Herren Secretaire,
Und in die Länge wie Quere
Die sämmtlichen Membra der Societas.
Und wie er winkt mit der Kralle,
Auf thut sich die höllische Halle
Und hinein mit gewaltigem Schritt,
Der Hofrath Müllner tritt
Und nimmt mit einem Satz
Gleich Platz
Vor dem Tische des Präsidenten,
Und präsentirt ihm mit vollen Händen,
Was wider den Tieck er geschrieben hat
Im Mitternachtblatt.

Und der Präsident winkt wieder;
Da humpelt aus einer zweiten Thür
Der Hofrath Tieck herfür.
Wie der den Müllner erschaut
Brüllt er laut,
Schlägt um sich mit dramaturgischen Blättern,
Und thut einen furchtbaren Schwur
Bei allen Musen und Göttern,

„Daß für Menschenfresser und Caraiben nur
Geschrieben sei Müllner's Theater!“ —
Und von hinten und vorn ihn lorgnettirend
Trabt er, um ihn herum spatzierend,
Wie sein gestiefelter Kater
Grimmig schnurrend,
Drauf setzt er sich murrend
Vis-à-vis ihm, nieder.

Und der Präsident winkt wieder;
Da läßt das doppelt geöffnete Thor
Den Zimmermann *) und Wit **) auf Einmal hervor.
Die fallen mit dramaturgischer Kampfbegier
Sogleich sich selber einander an;
Der Schüler wird zum Schulmeister schier,
Doch dieser pufft ihn mit dem Quintilian.
Und nun kommen wider den Ex-Demagogen
Gar auch die Hamburger Journalisten gezogen ***),
Ja selbst ein Major auf Wartegeld
Stellt für den Professor sich ins Feld †);

---

*) Neue dramaturgische Blätter, von Professor Zimmermann. Hamburg 1827. 8.

**) Ueber das Wesen und Unwesen des deutschen Theaters, von Johannes Wit, genannt von Dörring. Kiel 1827. 8.

***) Der „Hamburger Beobachter, Zuschauer, Neuigkeitsträger, Freischütz“ u. s. w.

†) Johannes Wit als Theaterrecensent, von J. B. von Lindenfels, königl. dänischem Major auf Wartegeld. Altona 1827. 8.

Und der Müllner und Tieck
Kriegen sich auch bei'm Genick,
Und herum im Kreis,
Von Aristarchen=Wuth heiß,
Boxen sich die Dramaturgen,
Daß erzittern des Blocksberges Burgen!

Da schmeißt die Lessing'sche Dramaturgie
Der Präsident der Akademie
In das Gebalg der Parthei'n
Mitten hinein.

Und schadenfroh, wie er immer ist,
Spricht er, hohnlachend, mit arger List:
„Wer jetzt von Euch, mir, unzerrissen,
Den Lessing wieder zu schaffen thut wissen,
Den ernenn' ich sogleich zur Stelle hie
Zum Vice=Präses der Akademie!"

Da fährt aus der plötzlich sich öffnenden Decke,
Anzuseh'n wie ein Nibelungs=Recke,
Und ohne den Hut nur zu nehmen ab,
Der Geist des Meisters selber herab!
Und stellt sich zwischen den Müllner und Tieck
Mit festem Tritte,
Und aus der erschrock'nen Herren Mitte
Holt er sich selbst seine Theaterkritik.

Und mit Erstaunen und Grauen
Sogar die Teufel und Hexen es schauen,
Und gelassen steckt er sein Büchlein ein;
Da ruft selbst der Satan ein „Bravo!" d'rein,

Und überreicht ihm sofort das Patent,
Das ihn zum Vice-Präses ernennt.
Doch Er wirft das Diplom ihm in's Gesicht:
„Die Ehre, Herr Satan, begehr' ich nicht,
Hol' der Teufel die ganze Akademie!"
Und — verschwunden war er, sie wußten nicht wie?

Der Verfasser hat sich den Theaterteufel Samiel genannt. Das ist aber bloß eine Maske pro forma; denn wer die geistreichste aller Parodien der Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager kennt, der kann nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß der Samiel niemand anders ist, als der Prof. Schütz in Hamburg. Mit so viel ächt komischer Kraft und zugleich mit so klarem und bedeutsamem Fabel-Sinn parodirt nur Dieser. Es ist sehr schwer, dergleichen Satyren auf lebende Schriftsteller zu dichten, ohne mehr, als deren literarische Persönlichkeit anzutasten, wodurch jederzeit auch der feinfühlende Leser verletzt wird. Ob diese Schwierigkeit hier überwunden sei, darüber halten wir uns für competent, denn wir sind selbst der Müllner, der „gleich Platz am Teufelstische nimmt." Wir haben jedes Wort nachgewogen, und nur ein Einziges gefunden, welches wir in dieser Hinsicht tadeln könnten. Es ist dasjenige (im 2.

Verse der 3. Strophe), welches auf L. Tieck's körperliches Leiden gedeutet werden könnte. Dies kann aber nur von denen geschehen, welche Tieck persönlich kennen, jeder andere Leser wird es von einer gewissen Schwerfälligkeit seines Styles verstehen, und vielleicht hat es Schütz selbst so gemeint.

---

3. Ueber Schlegel's, Tieck's und Frz. Horn's Shakspeare.

A. W. Schlegel's Shakspeare, „ergänzt und erläutert von Ludwig Tieck," begann im J. 1825 und zu Anfang des Jahres 1826 bei Reimer in Berlin, so rasch zu erscheinen, daß sogar der vierte Theil dem dritten voraus eilte. So viel wir von der Ursache dieses Hysteron-Proteron haben erfahren können; hatte Tieck eine Anordnung der Shakspeare'schen Dramen getroffen, vermöge welcher die „Königs-Stücke" in eine Reihe kommen sollten. Da er aber mit König Heinrich VIII. noch nicht zu Stande war, so wurde der Platz zum dritten Theile des Samm-Werkes vor der Hand leer gelassen. Noch ist er unseres Wissens nicht ausgefüllt und

das Werk ist auch nicht weiter vorgerückt. Die Ungeduld der Kenner, die Ergänzung, d. h. Tieck's eigene Uebersetzungen, insonderheit von Macbeth, Lear, Othello zu sehen, muß daher — warten lernen; und die Kritik auch, denn der Werth von Schlegel's Arbeit ist längst entschieden, und was Tieck daran erläutert und hin und wieder abgeändert hat, ist bis jetzt nicht genug von Bedeutung, um die Kritik herauszufordern. Indeß sind dem 4. Bande Anmerkungen beigefügt, in welchen der Erklärer seine ganze Geschichtskunde und Belesenheit aufbietet, um den brittischen Dichter gegen den Vorwurf der Unwissenheit und des Mangels an schulgerechter Bildung in Schutz zu nehmen, welcher ihm so häufig von denen gemacht worden ist, welche keinen richtigen Begriff von der poetischen Freiheit haben. Im Vorworte zum 1. Bande erklärt er sich über die Frechheit der Gotha'schen Verballhornung des Sh. mit Nachdruck und nennt die „neue Leipziger Uebersetzung" (die Bendasche) matt und unbedeutend im Vergleich mit der Schlegel'schen. (Vergl. Mitternachtbl. Nr. 96.) Während nun Tieck an dieser Ergänzung und Erläuterung arbeitet, und dabei — laut seines Vorwortes S. VI und der gedachten Anmer-

kungen — sowohl die Lesarten der englischen Ausgaben, als auch die Einfälle der englischen Commentatoren mit kritischem Auge verfolgt, ist in England eine neue Ausgabe des Sh. erschienen, unter dem Titel: **The Dramatic Works of W. Sh. With Notes original and selekted by S. Weller Singer, and a Life of the Poet by Ch. Symmons. London 1826. 10 Vols 18.** mit 60 Holzschnitten. In der Monatsschrift **Britania** des **Dr.** Hermes Bd. **III.** Heft **II.** S. 224 wird diese Ausgabe besonders deswegen gelobt, weil alle überflüssigen und längst widerlegten Conjecturen und Erläuterungen, die bisher den Text überluden, abgeschnitten worden sind. Die eigenen Anmerkungen des Herrn Singer sollen verdienstlich seyn und eine strenge Rüge des Herrn Symmon's gegen die früheren Mißhandlungen des Textes läßt erwarten, daß auch für den Text Manches gethan worden ist, was ihm Noth that. Da diese neue Taschenausgabe in 18. nicht mehr als 4 Pfund Sterling kostet; so wird Herr Reimer sie unfehlbar schon verschrieben haben, um dieselbe L. Tieck zum H. Christ zu bescheeren, damit die ergänzte Verdeutschung desto vollkommener werde, und desto sicherer den Vorrang behaupte, welchen die Na-

men von Schlegel und Tieck hoffen lassen. Möge nur die Vergleichung dieser neuen Text-Ausgabe und der neuen Noten letzterem nicht zu viel Zeit wegnehmen. Das Publicum liebt was fertig ist. In Shakspeare's Sturm hat übrigens Tieck nach Bd. IV. S. 314 u. 321 Anspielungen auf die Vermählungsfeier der Prinzessin Elisabeth mit Friedrich von der Pfalz gefunden. Vielleicht findet er deren noch mehr, wenn er der **Miss Benger Memoirs of Elizabeth Stuart, queen of Bohemia etc. London** 1825, vergleicht, wo von dieser Vermählung weitläufig die Rede ist.

Zwischen A. W. Schlegel und dem Dresdner Theaterdirectionsorgan Ludwig Tieck traten übrigens in Betreff der Uebersetzung Shakspeare's kriegerische Spannungen ein. Schlegel's Uebersetzung, die so meisterhaft ist, daß er alle seine Vorgänger übertroffen hat, und ihm noch Niemand seitdem darin gleichgekommen ist, war ein Verlagsartikel von Herrn Reimer, aber sie war leider nur ein großes Fragment. Als nun vor etlichen Jahren Hr. Göschen eine vollständige metrische Verdeutschung des Shakspeare (von Benda) ankündigte, und zugleich Hr. Hennings die, unter dem Spottnamen Meyerbier be-

kannte Verballhornung des Shakspeare zu Markte brachte; wollte Hr. Reimer gern auch s e i n e n Shakspeare vollständig auflegen, und mag Schlegeln wohl dringend genug angelegen haben, denselben vollends zu übersetzen. Aber sei es nun, daß Hr. R. nicht Geld genug b o t, oder daß Schlegel zu wenig Geld brauchte, oder sei es auch, daß die Sanscrit-Literatur Schlegeln gegen Shakspeare erkältet hatte; genug, Schlegel war dazu nicht zu bewegen. In dieser Noth kündigte Hr. R. eine neue Ausgabe der Schlegelschen Uebersetzung an, welche L. Tieck erläutern und ergänzen würde, und von welcher auch wirklich drei Theile, ein erster, zweiter und v i e r t e r, erschienen sind. Diese drei Theile enthielten nur Verdeutschungen von Schlegel, durch Tieck hin und wieder ein wenig e m e n d i r t, oder — wie Einige wollen — tieckisirt. Schlegel, der, wenn Tieck etwa den Shakspeare gründlicher studirt haben sollte, als er wohl fühlen mag, daß er denselben richtiger e m p f u n d e n, und daher auch p o e t i s c h richtiger verstanden hat, als Tieck — Schlegel, sagen wir, soll weder von diesen Emendationen im Schlegel'schen Texte, noch auch von den beigefügten Tieckischen Erläuterungen sonderlich erbaut worden seyn,

und dieses *soll*, dieses dit-on ist nicht ganz unwahrscheinlich. Denn so viel man weiß, ist Schlegel kein kunstphilosophischer Paradoxenjäger und Phrasenschneider, kein unendlicher Wehmuthsfühler und Schatzgräber tiefliegender Ironien; er zerbricht sich nicht gern den Kopf über die Fragen, ob Hamlet bei Ophelien geschlafen, und ob Macbeth aus unendlich ehelicher Liebe den König Duncan ermordet; er hat seine Kunsturtheilskraft nicht ausschließlich durch Shakspeare-Bäder gereiniget und gestärkt, und sein Geschmack mag sich, dem *Umfange* nach, zu *Tieck's* Geschmacke ungefähr wie 10 zu 1 verhalten. Es kann also wohl seyn, daß ihm bei dem Anblick seines von Tieck emendirten und erläuterten Shakspeare die Reue angekommen ist, sein schönes Geisteskind nicht selbst vollends groß gezogen zu haben und in soweit könnte das obgedachte Gerücht einigen Grund haben. Aber wie wunderlich nimmt sich dasselbe aus in dem lakonischen Telegraphen-Style, in welchem uns dasselbe 1827 den 10. Juni aus Leipzig berichtet worden ist? Da lautet es so: „Tieck und Schlegel werden Krieg bekommen. Ersterer darf den angefangenen Shakspeare nicht fortsetzen. In seine Stelle wird wahrscheinlich **** in Bonn" (der Name

ist unleserlich telegraphirt) „treten, unter Schlegel's persönlicher Leitung des Werkes." — Wie soll man diese Depesche verstehen? Krieg bekommen? Gut! Das ist deutlich, das ist möglich; Schlegel kann mit Tieck eben so gut Krieg bekommen, als mit Heeren. Aber wie? Tieck darf den Shakspeare nicht fortsetzen? Das ist paradox. So lange Tieck schreibt, hat er beinahe mehr angefangen als fortgesetzt, mehr vorbereitet als ausgeführt, und nun soll er auf einmal etwas, das er angefangen, nicht fortsetzen dürfen, nämlich die Erläuterung des Schlegel'schen Shakspeare? Daß er es nicht thun wird, glauben wir allerdings; daß er wenigstens den halbneuen Sh. nicht vollenden wird, darauf wollten wir schwören. Aber daß er dazu nicht gezwungen werden kann, wird jeder einsehen, der einen philosophisch gesunden Begriff vom Zwang hat, welcher hier doch nur ein psychologischer seyn könnte. Was ein Mensch immer will, dazu kann er nie gezwungen werden. Schiller hat das sehr schön in den Worten ausgedrückt:

Nimm die Gottheit auf in deinen Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Dazu aber, ein angefangenes, schwieriges, Ausdauer erforderndes Unternehmen hinhängen

und unvollführt zu lassen, dazu ist Tieck stets **willig**, und ein Gott sogar der ihm so etwas gebieten wollte, würde sich bei der Menschheit nur lächerlich machen. Dem Publicum kann es übrigens gleichgültig seyn, ob Tieck die Fortsetzung willig oder gezwungen unterläßt; darauf nur, daß Schlegel sein Meisterstück vollende, kommt es hier an, und in sofern möchten wir, die telegraphische Depesche, welcher wir Glauben beizumessen noch zur Zeit Bedenken tragen müssen, würde wahr. Freilich, ein **** in Bonn, welchen Namen auch der Telegraph hier verflüchtiget haben möge, ist noch nicht Schlegel selbst. Aber „Schlegel's persönliche Leitung," welche das „in Bonn" möglich macht, ist wenigstens ein vielversprechendes, approximatives Surrogat: **Schlegel's** Werk **ohne** Schlegel's Leitung vollenden zu wollen, war immer eine ziemliche (i. e. beträchtliche) Anmaßung von Tieck; um den Preis aber, daß Schlegel selbst dadurch für diese Vollendung wieder thätig gemacht würde, ließe sich dieselbe vergeben. So bleibt — sans comparaison versteht sich — der phlegmatische Bajazzo im Salto mortale, den er über eine Reihe Pferde machen will, auf einem Sattel sitzen, und wir wissen es ihm Dank,

weil uns nun der scheinbar erzürnte Meister nur um so mehr mit seinem Virtuosensprung ergötzt.

Franz Horn hat angefangen Shakspeare's Schauspiele zu erläutern (Erster Theil, Leipzig bei Brockhaus 1823. 358 S. gr. 8.), und wer da wissen will wie, der darf nur in der Vorrede S. VIII nachlesen, wie er den Begriff der Kritik erläutert: „Die Kritik ist nichts außerhalb der Poesie Liegendes, nicht neben, nicht über, sondern aus ihr." Wenn man hier nicht hinzudenkt: gekommen oder genommen so ist gar kein Sinn, nicht einmal ein grammatikalischer in der letzten Phrase, man müßte sie denn als ein Analogon des Ausdrucks betrachten: der Mann ist aus Schöppenstädt, oder: diese Stelle ist aus dem Homer. Und betrachtet man sie so, wie soll man den ganzen Satz verstehen? Die Kritik ist aus der Poesie, und doch nicht außerhalb derselben; also nothwendig in ihr, gleichwie etwa Herr Horn aus Berlin (gebürtig) und doch zugleich in Berlin (wohnhaft) seyn könnte; in welchem Falle es sich aber ganz von selbst verstände und nicht gesagt zu werden brauchte, daß er weder neben noch über Berlin wäre. Was

meint also unser Kritiker? „Sie (die Kritik) kann die Poesie, nichts lehren was sie nicht von ihr gelernt.“ Nun das ist eine allbekannte Sache, Alles, was die Kritik von der Poetik und resp. von der Geometrie weiß, hat sie sich aus der Poesie und resp. aus der Geometrie abstrahirt, und Herr Horn hätte mit seinem: „nicht außerhalb, nicht neben, nicht über, sondern aus“ nicht nöthig gehabt, den Begriff dunkel zu machen, um ihn im zweiten Satze zu erläutern. Aber kaum hat er ihn erläutert, so macht er ihn auch wieder dunkel, denn er fährt fort: „hat sie aber das Mögliche von ihr gelernt, so wird sie auch das ahnen (ahnden nach Adelung) und ergreifen (mit der Hand oder mit dem Kopfe?) was nie sich erlernt. Dann ist sie selbst Poesie, oder wenn man lieber will, die Tochter der Poesie, die reproducirende.“ Wir können uns nichts denken, was Herr Horn mit diesem Gallimathias hätte sagen wollen, es wäre denn das: „Indem ich, Franz Horn, den Shakspeare kritisch erläutere, reproducire ich denselben und meine Erläuterung ist Poesie so gut wie die seinige.“ Meint Herr Horn aber das, warum sagt er's nicht gerade heraus? Warum spricht er nicht: Ich verstehe und empfinde

Shakspeare's Poesie so vollkommen, daß ich selbst nothwendig ein Shakspeare seyn muß? Hat er vielleicht gefürchtet, die Kritik möcht' ihm darauf eben so klar antworten: Ich halte dich nicht dafür, nicht einmal für einen verdorbenen? Das hätte sich freilich zutragen können, denn in der That müssen wir bekennen, daß uns Herrn Horn's Geist nicht neben, nicht über und nicht aus Shakspeare zu seyn scheint. Daß er uns nichts über Shakspeare lehren kann, was er nicht von ihm gelernt, geben wir zu; aber leider hat er nicht das Mögliche von ihm gelernt, weil er sonst auch von ihm gelernt haben müßte, seine Gedanken und Empfindungen anschaulich und ergreifend auszudrücken. Das ist es vor Allem, was ihm fehlt, und darum ist er im Ganzen ein Poetenerklärer, genau wie er ein Poet ist. Wir wissen es nicht besser zu bezeichnen, als mit dem Beiworte, welches er von vorliegender Erläuterung in der Vorrede selbst gebraucht: er nennt sie ein langathmiges Buch. Die Geduld unserer Leser würde nicht langathmig genug seyn, um uns zu folgen, wenn wir sie dem Erklärer Schritt vor Schritt nachschleppen wollten, durch Einleitung, Macbeth, Cäsar, Kaufmann von Venedig, Lear, Romeo und Julie, Viel

Lärm um nichts, Andronikus und Othello, i. e. durch den ganzen ersten Theil. Sie mögen das Buch aufschlagen, wo sie wollen; sie werden entweder Wahres in blauen Dunst gehüllt, Bekanntes und auf der Hand Liegendes mit neuen gemüthlichen Phrasen angestrichen, oder kritische Visionen antreffen. Der ersten, die etwas Merkwürdiges an sich trägt, begegnen wir in der Erläuterung des Macbeth. Herrn Horn genügt zur Erklärung der Mordthat, welche das Ehepaar begeht, die ungezügelte Ehrsucht nicht; er ruft die Liebe, die innigste, wärmste, leidenschaftlichste eheliche Liebe zu Hülfe und von dem Gruße an, womit Macbeth zur Gattin tritt, bis zu dem Umstande, daß die Lady nach der Tafelscene ihm keine Vorwürfe über sein Verdacht erregendes Benehmen macht, ist ihm das ganze Verhalten der Eheleute gegen einander vor, bei und nach dem Morde nichts als ein zusammenhängender Beweis für die leidenschaftliche Liebe, in Folge deren jeder Theil mehr für den andern mordet, als für sich. Nun, daß die Leute einander eben nicht hassen, davon sind wir auch überzeugt; aber Liebe, leidenschaftliche Gattenliebe, davon sehen wir keine Spur. Hätte Shakspeare zur Motivirung, zur entschuldigenden

mildernden Motivirung der That, diese Leidenschaft gebrauchen wollen, würde er uns nicht noch vor der That jeden Zweifel daran benommen haben? Als die Lady Macbeths Brief liest, welche schöne Gelegenheit hat sie da, uns im unbelauschten Monolog mit zwei Worten zu überzeugen, daß sie nur für Macbeth glüht, nur um seinetwillen auf die Krone brennt. Würde Shakspeare diese Gelegenheit unbenutzt gelassen haben, wo ihm Alles darauf ankommen mußte, uns die gräßliche That gleich Anfangs in einem mildernden Lichte zu zeigen? Da hätte er einer von den Poeten seyn müssen, die so leise auftreten und so nebelbildlich und schattenwinkend einhergehen, daß sie mehr für die Erklärer als für das Publicum zu dichten, mehr jenen als diesem ein Vergnügen zu machen scheinen. Vielleicht hat Klingemann unsern Verfasser auf diese kritische Vision gebracht, als er über die Liebe der Emilia Galotti zu dem Prinzen schrieb. Herr Horn wollte auch so etwas tiefer Liegendes, fein Verstecktes entdecken. Aber er übersah den Umstand, daß wo Lessing in seinem Falle die Schwachheit seiner Heldin verschleiern mußte, weil sie sich selbst dieselbe nicht gestehen durfte ohne allen Antheil zu verscherzen, Shakspeare

hier gerade in der entgegengesetzten dramaturgischen Nothwendigkeit sich befand, falls er mit dieser Leidenschaft unsern Abscheu gegen die That mildern wollte. Der Wahrheit wie der Klarheit näher bleibt unser Verfasser in der Erläuterung des Lear. Doch dichtet er S. 218 dem Shakspeare eine Christlichkeit an, die ihn bestimmt haben soll, den Lear häufig bei Hekate, Apoll und Jupiter schwören zu lassen. Er soll das nämlich darum gethan haben, damit wir nicht vergessen sollen, die Handlung gehe im Heidenthume vor; er soll dadurch haben andeuten wollen, daß so unendliche Verbrechen, so giftige Leiden (sic), so zerreißende Verzweiflung in der christlichen Welt nicht mehr begegnen können *).

---

*) Shakspeare's Schatten ersucht mich hier zu glossiren, das sei ihm nicht im Traume eingefallen. Er habe seine Personen bloß darum nicht christlich schwören lassen, weil das Stück historisch vor dem Anfange der Christenheit stehe, und er habe sie griechische Gottheiten anrufen lassen, weil barbarisch-heidnische Götternamen seinem Publicum böhmische Dörfer gewesen seyn würden. Uebrigens pflegten in der Christenheit weit ärgere Dinge zu passiren, als im Lear, folglich müßten sie auch passiren können; und wenn Herr Horn seinen Richard III. erläutere, so werde er wohl merken, daß er hier einen christlichen Kritikbock geschossen habe.

Wir lassen es bei diesen Beispielen von Visionen bewenden, und bemerken nur noch, daß wir dadurch keinesweges vom Lesen der Erläuterung haben abhalten wollen. Es ist gar manches Les- und Genießbare darunter, nur muß diese poetische Kritik kritisch und zwar prosaisch-kritisch gelesen, i. e. von dem gesunden Menschenverstande gesichtet werden.

---

4. Ueber J. Grabbe.

Die Shakspearo-Manen sind im J. 1827 von einem Poeten, Namens J. Grabbe angegriffen worden. Derselbe hat herausgegeben: Dramatische Dichtungen nebst einer Abhandlung über die Shakspearo-Manie, Frankf. a. M. in der J. Ch. Hermann'schen Buchhandlung (Kettembeil 1827), 1827. 2 Bde. XVI, 400 und 384 S. 8. Der ganze erste Band enthält ein einziges Trauerspiel: „Theodor von Gothland" betitelt, und was für ein Trauerspiel? Es ist so hypershakspearisch ersonnen und ausgeführt, daß man glauben könnte, es sei geschrieben worden, um als Heilmittel gegen die deutsche Shakspearwuth zu dienen. Und in diesem Glauben

wird man sich auch wohl nicht irren, wenn schon der Autor diese Absicht nicht gehabt haben mag; es wird wohl in dem Plane der Vorsehung als Heilmittel gelegen haben, und so ist es denn als Heilmittel geschrieben worden, wenn er es gleich nicht zu diesem Behuf geschrieben hat. Die Vorsehung aber hat das Heilmittel meisterlich bereitet. Sie hat zu gleicher Zeit den Grundsätzen der homöopathischen sowohl, als der allopathischen Heilkunde Genüge geleistet; denn die Arznei besteht aus den stärksten tragischen Giften, aber nicht in Octilliontheilchen, sondern in Pferde-Eimern verschrieben. Die Gräßlichkeiten, welche in dieser Tragödie zusammengemischt sind, stehen denen im Titus Andronikus wenig nach, gehen auch zufällig alle aus dem teufelvollen Herzen eines Mohren hervor, nur daß er nicht, wie im Andronikus, Aaron sondern Berdoa geheißen ist. Inzwischen dürfen wir nicht verschweigen, daß das homöopathische Recept, der Theodor von Gothland, schon vor dem December 1822 geschrieben worden ist, und daß ihn nicht sowohl der Verfasser, als vielmehr der Verleger herausgegeben hatt. Das Erstere erhellet aus der Vorrede des Autors. Derselbe hatte die Handschrift an L. Tieck gesendet und Tieck's kritischer

Rücksendungsbrief, welchen Hr. Grabbe S. IX ff. hat abdrucken lassen, ist vom 6. Decbr. 1822, Tieck hat ihm darin tüchtig das Capitel gelesen und er hat sich in den beigedruckten Noten vertheidiget, obwohl mit großem Respecte. Das Zweite gehet aus einer Anzeige des Verlegers S. XVI hervor. Derselbe zeigt an, daß „des großen Publici wegen" bei dem Druck sehr vieles habe verändert, ja gestrichen werden müssen, daß der Verfasser zu diesem Behuf durchaus selbst nicht habe „Hand anlegen" wollen; daß er jedoch ihm (dem Verleger) dazu unbedingte Gewalt gegeben; daß er sich also derselben bedient habe, und daß dabei im gedruckten Buche Schwächen und Dunkelheiten gerade an Orten nicht zu vermeiden gewesen, wo das Mspt. kräftig und höchst klar sei. Wollten wir hier den Herzog von Gothland und die übrigen im zweiten Bande enthaltenen Stücke kritisiren; so würde uns dieser Umstand in Verlegenheit setzen, weil wir nicht wissen könnten, ob der Einzel-Tadel auf die Rechnung des Verfassers oder des Verlegers zu bringen wäre. Allein die Shakspearo-Manie, welche auch noch aus dem gedruckten Gothland hervorleuchtet, dürfen wir doch wohl getrost Herrn Grabbe beimessen und bloß mit

dieser haben wir es hier zu thun. Bis zum Jahre 1822, bis zu Tieck's Briefe, hat offenbar Hr. Grabbe selbst an dieser gefährlichen Krankheit gelitten. Sie ist in den meisten Fällen eine Wassersucht, welche sich unter den Symptomen der Wasserscheu versteckt, und dies macht ihre Heilung schwierig. Hr. Grabbe scheint sie aber glücklich abgeschüttelt zu haben; nachdem er den Brief Tieck's als Pflaster auf Stirn und Brust gelegt. Denn da der Gothland sogar dem Obersten der deutschen Shakspearäer zu entsetzlich, zu grausam, zu cynisch, mit einem Worte zu shakspear-wüthig vorgekommen war, so konnte dieses Pflaster nicht wohl ohne Heilwirkung bleiben. Genesen und durch eine fünfjährige strenge Diät gestärkt, tritt nun Hr. Grabbe am Schluß des zweiten Bandes mit einer kurzen aber kräftigen Streitschrift gegen die Shakspear-Wüthigen auf, und sagt ihnen unter andern mit dürren Worten ins Gesicht, daß die Leichtigkeit der Bewunderung Shakspeare's, die Mode derselben, die Assecuranz-Anstalten für dieses Geschäft und die eigne Werthlosigkeit die Meisten von ihnen zu dem gemacht haben, was sie sind: zu Narren, welche glauben, sie würden Napoleons, wenn sie in einfacher grüner Kleidung vor die Front

ritten und einem siegreichen General das große Band der Ehrenlegion umhängten. Das Meiste in dieser Streitschrift ist eben so klar gedacht, als kräftig gesagt, aber das Kräftigste besteht in dem, was der Autor verschweigt, ohne es zu verbergen, daß er nämlich selbst ein gewesener und genesener Shakspearo-Mane ist. Dem Exdemagogen Wit ähnlich, unterstützt er den Angriff auf seine Gegner durch die Enthüllung, daß er ihr Genosse gewesen; aber aufrichtiger als Wit, legt er, statt eines wörtlichen Bekenntnisses seiner Sünden, dem Publicum die Sünden selbst vor. Daß er Tieck, der sein erster Arzt gewesen, obwohl er damals schon selbst krank war, in diesem Feldzuge sorgfältig schont, müssen wir loben. Doch kann er es nicht ganz lassen, ihm eins anzuhängen; denn am Schlusse der Abhandlung (die doch wohl nicht 1822 sondern 1827 geschrieben ist) spricht er mit vieler Achtung von der Albaneserin, welche Tieck für eine Karaibin erklärt hat.

Don Juan und Faust, eine Tragödie von Grabbe, Frankfurt am Main, in der

Hermann'schen Buchhandlung, 1829. 223 S. 8. — Die beiden bekannten Laster-Helden sind hier zusammengebracht in Einer Handlung: sie glühen beide für Donna Anna, und begehen um ihren Besitz, welchen keiner erlangt, so viel Uebelthaten, daß der Teufel mit allem Fug und Rechte beide holt. Der Don Juan, der sich fast genau so, wie in der Oper benimmt, hat seinen Grazioso Leporello bei sich; aber dem Faust fehlt der Göthe'sche Mephistopheles. Der Teufel, welcher dem Grabbe'schen Faust dient, hat mit dem Göthe'schen Meistergeschöpf von Dämon nicht die mindeste Aehnlichkeit. Er ist nicht, wie Mephisto, ein praktischer Philosoph voll Humor, sondern ein Teufel im vollen Ernst, den der stolze Magus mittelst seines Höllenzwanges zu seinem Dienste unmittelbar aus der Hölle herauf beschwört, und der, nach abgeschlossenem Pactum, seinem usurpatorischen Herrn als leibeigener Sklav dient, und gleich einem Wurme zu seinen Füßen sich krümmt, um dann eine Ewigkeit hindurch die Schmach dieser Erniedrigung an ihm zu rächen. Dieses neue Teufels-Drama enthält unverkennbare Spuren von energischer Einbildungskraft, aber auch von einem Empfindungsvermögen, welches entweder von

Natur schwach, oder auf der Jagd des Verfassers nach paradoxen Ansichten der moralischen Welt durch Erkältung paralysirt worden ist. Wenn uns nicht alle Symptome trügen, so leidet Herrn Grabbe's Kopf an einem Entzündungsfieber und sein Herz hat die Gicht. Daher ist denn auch seine Diction reicher an Hypergedanken, als an Gedanken, und seine Empfindungen gleichen den Zuckungen gelähmter Nerven. Seine geistigen Lebensäfte steigen nach dem Kopfe, weil die Brust nicht warm genug ist, um sie flüssig zu erhalten. Ein krankhafter Zustand dieser Art ist allerdings sehr bedenklich; aber wir halten ihn nicht für unheilbar. Nur ist die öffentliche Kritik zur ärztlichen Behandlung dieses Doppelübels nicht wohl tauglich. Sie kann allenfalls dem Patienten eiskaltes, kritisches Spottwasser auf den Scheitel gießen; das muß er leiden, denn das Sturzbad kann ihm schnell und unversehens applicirt werden. Aber wie soll sie es anfangen, daß die langsam wirkenden, moralphilosophischen Zugpflaster, welche sie ihm etwa über die Brust legen könnte, auf der erkälteten Stelle haften bleiben, bis sie die gehörigen Blasen gezogen haben? Wir wenigstens wissen das Letztere nicht zu machen, und haben

auch nicht Zeit und Raum, dergleichen Pflaster zu schmieren. Ueberdies müssen wir fürchten, daß die Verlags-Kritik der früheren Dramen des Verfassers, wie sie von der Buchhandlung dem vorliegenden neuen Erzeugnisse angehängt worden ist, alle Heilmittel der ächten Kritik unwirksam machen werde. Denn darin heißt es unter andern:

„Fassen wir das, was namentlich der Gesellschafter, die Hallische Literaturzeitung, die Blätter für literarische Unterhaltung, das Mitternachtblatt, der Dresdner Mercur u. a. m. von den Leistungen unsers Dichters geurtheilt haben, zusammen, so fällt das Gesammturtheil dahin aus, daß die erste Tragödie „Herzog Theodor von Gothland" wohl unter allen das großartigste dramatische Bild darstellte, eine Composition voll von so loderndem Feuer der Phantasie und solcher Dichterkraft, daß selbst deren Fehler genial erscheinen."

Das Mitternachtblatt hat über den Gothland in Nr. 126. Jahrg. 1828 gesprochen, und kann zu diesem, vom Verleger bereiteten Lobextract aus den kritischen Journalen, nur sehr wenig Stoff beigetragen haben. Von „genialen Fehlern" halten wir überhaupt nicht

viel, und wenn wir schon die Fehler des Genies von denen des Talentmangels zum Vortheil der Ersteren unterscheiden, so unterscheiden wir doch auch Genie von der Geniesucht, d. h. von dem Drange, durch Fehler sich als ein Genie zu charakterisiren. Und gerade diese Geniesucht ist es, welche die meisten Talente zu Grunde richtet.

---

5. Ueber Raupach.

Raupach's Lustspiel: Kritik und Antikritik, von der Bühne her einem großen Theil des Publicums bekannt, wird auch jeden Leser ergötzen, welcher mit dem heutigen schöngeistigen Literaturwesen nicht ganz unbekannt ist. Eine junge, schöne und reiche Wittwe will, obwohl sie von einem ihrer würdigen Manne geliebt wird und im Stillen seine Neigung theilt, nicht wieder heirathen, weil sie der Romanen-Dichterei sich ergeben und ihrem angenommenen Falschnamen, Aurora Abendroth, bereits eine Art von Ruf in der Lesewelt verschafft hat. Vom Schreibeteufel verführt, hat sie sich auch mit der belletristischen Kritik abgegeben und ihre Recen-

sionen in dem literarischen Conversationsblatte des Buchhändlers Till abdrucken lassen, welcher ihr dicker Freund ist, da sie kein Honorar von ihm nimmt. Auf diesen Umstand hat ihr Anbeter, in Uebereinstimmung mit seinem Bruder und ihrem Onkel, den Plan gebaut, ihr das Autorenwesen zu verleiden. Von einem Primaner hat er ein tolles, blutiges Trauerspiel, Atreus und Thyest in der Südsee, im Manuscript gekauft, hat dasselbe anonym drucken lassen, und Aurora hat der Versuchung nicht widerstehen können, eine witzige Kritik desselben für das Till'sche Conversationsblatt zu schreiben. Als diese erschienen ist, beginnt die Handlung des Stücks. Der Buchhändler Till wird von Seiten des Liebhabers durch das Versprechen unentgeldlicher Beiträge für sein Blatt und anderer merkantilischen Vortheile leicht bewogen, nicht nur den Namen seiner Mitarbeiterin zu verrathen, sondern auch eine Rolle in dem Possenspiele zu übernehmen, womit man Auroren zu ängstigen gedenkt. Man macht ihr weiß, der Verfasser des von ihr recensirten Trauerspiels, Löwenklau mit Namen, sei angekommen, habe von einem Redactions-Gehülfen Till's mit dem Pistol in der Hand den Namen der Recensentin

erpreßt, und wolle an derselben ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht, Rache nehmen, wenn sie nicht in einer demüthigenden schriftlichen Erklärung, ihm eine literarische Genugthuung gebe. Sie geräth in Angst, sucht gegen die ihr drohende Gefahr Schutz bei der Polizei, ohne ihn zu finden, und die Ausführung der grob gesponnenen Verschwörung gegen ihren Autorkitzel würde ohne sonderliche Wirkung auf das Zwerchfell zu Ende gehen, wenn nicht der Zufall sich in die Arbeit der Intriguanten mischte. Ein wirklicher Löwenklau kommt an, ein Student, ein eingefleischter Tieckianer, dem Shakspeare alles in allem ist, der nicht anders spricht, als in Reminiscenzen aus dessen Dramen und der jeden zu zerreißen droht, welcher den großen Britten nicht für alleinzig, unfehlbar und makellos anerkennt. Die Verwechselung dieses Narren mit dem angeblichen wüthenden Autor der kannibalischen Tragödie, dessen Rolle der Bruder des Liebhabers zu spielen hat, würde zu vielen belustigenden Scenen Stoff gegeben haben, und Raupach verdient Tadel, daß er diese reichhaltige Ader der Komik so wenig benutzt hat. Doch ist dieser tolle Shakspearäer, wozu sich unter der heutigen ästhetischen Burschenschaft so viel Originale finden,

eine höchst ergötzliche Figur und eigentlich die einzige, welche die zweite Hälfte des Lustspiels belebt, obschon er in den Gang der Handlung nur in soweit eingreift, als seine Gegenwart die Pläne der Verschwornen verwirrt, und endlich der Aurora dieselben erkennbar macht. Nun giebt diese sich das Ansehen, ihre Gegner angeführt zu haben, beglückt aber den Liebhaber, der schon früher von den Verschworenen sich gewissermaßen getrennt hatte, mit ihrer Hand. Niemand fährt dabei übel als der Buchhändler Till. Er verliert die unentgeldlichen Recensionen und Verlagsartikel, und als er sich bis zu einem: „Hole der Teufel den Shakspeare!" vergißt, geht ihm Löwenklau mit den Worten zu Leibe:

Ha, Till und Kümmel, freches Unkraut Du!
Du Weber=Zettel mit dem Eselskopfe!
Krummbein'ger Richard, Herzausschneider Shylock!
Du Abschaum von dem Hexenkessel Macbeths!
Laß Dich umarmen von des Löwen Klau',
Daß sie zermalme Deinen Knochenbau.

Friede stiftend, legt der Onkel sich dazwischen, und Löwenklau schließt, wie folgt:

'Ne Komödie? — Hätt' Shakspeare sie gemacht,
Wer könnte sattsam wohl ihr Lob verkünden?
Doch da ein Andrer sie zu Weg gebracht,
So bitt' ich sehr sie schaal und platt zu finden.

Die Tieckianer werden es an der Erfüllung dieser Bitte nicht fehlen lassen, Ref. aber muß sie Herrn Löwenklau abschlagen. Die Komödie ist weder schaal noch platt, obwohl sie sich mit denen von Shakspeare nicht messen läßt. Nur würde ihr in Hinsicht der satyrischen Sentenz, welche offenbar die vorherrschende ist, mehr Aristophanische Lauge ersprießlich gewesen seyn. Daß der Dichter die recensirenden Frauen glimpflich behandelt hat, das mag gelten, ein wenig Galanterie ziemt auch dem Satyriker. Aber die Till's, welche mit dem Preßbengel kritische Conversationsliteratur und andere Blätter redigiren wollen, und die Schriftsteller, welche sich um das karge liebe Brot zu ihren Knechten herabwürdigen, wie Schuhputzer sich von ihnen behandeln lassen, und die Schmach unter dem durchsichtigen Schleier einer unsichern Anonymität zu verbergen suchen — diese verdienen eine beitzendere Pelzwäsche.

Bemerkung.

Der Beschluß des Abschnittes über Literatur, kann wegen Mangel an Raum in diesem 2. Bändchen, erst im dritten erfolgen.

Anthologie
aus
Müllner's Schriften.

Drittes Bändchen.

Müllner's
Werke.

Vierter Supplementband.

Enthaltend
Anthologie aus Müllner's Schriften;
herausgegeben
vom
Professor Dr. Schütz
zu Leipzig.

Drittes Bändchen.

Meissen,
bei F. W. Goedsche.

1830.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müllner, Adolph,

Müllner's Werke

Bd.: 3

Meissen 1830

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 4943
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261173-6